<36616426170017

<36616426170017

Bayer. Staatsbibliothek

Biogr. 496.

Pieter Biograph.

Philipp Hackert.

BIBLIOTHECA
MONACENSIS

Biographische Skizze,

meist nach dessen eigenen Aufsätzen

entworfen

Bayerische
Staatsbibliothek
München

von

Goethe.

Tübingen,

in der J. G. Cottaischen Buchhandlung.

1811.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Der

Durchlauchtigsten Fürstinn und Frauen

Maria Paulowna

Großfürstinn von Rußland

Erbprinzessinn

von Sachsen-Weimar und Eisenach

Kaiserlichen Hohheit.

Durchlauchtigste Fürstinn,

Gnädigste Frau,

Die glänzenden Namen Catharina, Paul und Maria leuchten hier in dem Leben eines Privatmanns als günstige Sterne. Diese höchsten Personen erfreuen sich an dem Talent eines vorzüglichen Künstlers, beschäftigen, begünstigen ihn und gründen sein zeitliches Glück. Sollte ich mich hiedurch nicht angeregt fühlen, Ew. Kaiserlichen

Hohheit Namen dieser Lebensdarstellung vorzusetzen, und ihn zu jenen Ihrer glorreichen Ahnen hinzuzufügen, da Höchstdieselben mit gleicher Gesinnung die Werke so wie die Kenntnisse verdienter Künstler schätzen, und sie auf mannigfaltige Weise aufmuntern und belohnen, vorzüglich aber durch eine thätige Theilnahme in Ausübung

der schönen Künste, wozu Ew. Kaiserlichen Hohheit neben so vielen andern Gaben die herrlichsten Talente verliehen sind. Wie beglückt muß ich mich schätzen, daß die Zeit mich aufsparen wollte, um ein Zeuge und Bekenner solcher Vorzüge zu seyn, und mich unter diejenigen zählen zu dürfen, die sich Höchstihro Gnade und Huld zu erfreuen

haben, deren Fortdauer sich in tiefster Vereh-
rung empfiehlt

Ew. Kaiserlichen Hohheit

Weimar, den 16. Febr. 1811.

unterthänigster Diener
J. W. v. Göthe.

Inhalt.

	Seite.
Jugendliche Anfänge	1
Erster Ausflug	11
Reise nach Paris	14
Paris	15
Rom und Neapel	22
Schlacht bey Tschesme	28
Familien-Verhältnisse	38
Reisen	41
Pius VI.	42
Donna Giulia Falconieri	43
Cardinal Pallavicini	47
Charles Gore. Payne Knight	51
Tagebuch einer Reise nach Sicilien	53
Pästum	55
Porto Palinuro	61
Stromboli	64
Lipari	65
Milazzo	70

	Seite.
Tindaro	71
Aqua Dolce	75
Cefalu	76
Termini	77
La Bagaria	78
Palermo	79
Montreale	84
Aegesta	86
Sciacca	95
Girgenti	96
Alicata	107
Biscari	108
Syracus	111
Catania	120
Aetna	127
Aci reale	134
Taormina	136
Messina	139
Ober-Italien und die Schweiz	144
Großfürst und Großfürstinn	147
Graf Rasumowsky	149
König von Neapel	153
Kaiser Joseph II.	156
Caserta	159
Anstellung	161
Familiarität des Königs	162
Liebhaberey des Königs	164
Wohlleben	166

Seite.

Geschenke 168
Aushülfe 173
Kochkunst 175
Mäßigkeit 178
Zufällige Einkünfte 179
Sonderbare Audienz 181
Hofintrigue und Fasaneneyer 183
Vertrauen 186
Die Giunta 187
Factotum 189
Farnesische Verlassenschaft 191
Gemälde-Restauration 194
Carthause 196
Malerbeschwerden 201
Projectmacher 205
Papiermüle 206
Fortsetzung 209
Erste Kupferdrucke 212
Wegebau 213
Protection und Vertrauen 215
Zeichenstunden 219
Directorstelle 224
Enkaustik 229
Studiengebäude 233
Seehäfen 236
San Leocio 237
Carditello 243
Sicilien 245

	Seite.
Kriegsunruhen	247
Franzosen	252
Rettung	254
Misliche Lage	257
Abfahrt	258
Livorno	259
Florenz	261
Lebensende	262
Nachträge	265
Vorerinnerung	267
Charles Gore	274
Ausführliche Beschreibung der sechs Gemälde, die Schlacht bey Tschesme vorstellend	286
Hackerts Kunstcharacter	295
Ueber Landschaftsmalerey. Theoretisch Fragment	305
Sittliche Wirkung	323
Ueber Oelmalerey. Fragment	332
Hackerts Brief an den Herausgeber	336
Hinterlassenes	343

Philipp Hackert.

Jugendliche Anfänge.

Philipp Hackert ist zu Prenzlau in der Uckermark am 15. September 1737 geboren. Sein Vater, eben desselben Vornamens, Portraitmaler aus Berlin, war anfänglich im Dienste des Markgrafen, Prinzen Heinrich von Schwedt, sodann des darauf folgenden Regimentsinhabers, des Erbprinzen Ludwig von Hessen-Darmstadt. Sein Großvater väterlicher Seite, von Königsberg gebürtig, malte unter Friedrich Wilhelm dem Ersten.

Philipp Hackert war von seinen Eltern dem geistlichen Stande gewidmet und sollte deshalb, auf der Schule zu Prenzlau, in allem Erforderlichen, besonders aber in den orientalischen Sprachen, unterrichtet werden; allein sein ausgezeichnetes Kunsttalent entwickelte sich frühzeitig. Er hatte keine Neigung zu irgend einem Studium, das nicht mit der Malerey in Verbindung stand, oder ihn dazu hätte leiten können. Unaufmerksam in jeden andern Lehrstunden,

zeichnete er mit der Feder was ihm ins Gedächtniß oder unter die Augen kam, und so ließ man ihn nur die nothwendigsten besuchen und sonst recht viele Zeit zu seiner Lieblingsbeschäftigung, dem Zeichnen und Malen.

Schon im elften Jahre hatte er ein Porträt des General Ziethen zu Pferde, in verjüngtem Maaßstabe, in Oel copirt; und da sein Vater eine außerordentlich schöne Sammlung von Aurikeln und andern Blumen im Garten hatte, so malte er Blumenstücke nach der Natur, und half seinem Vater bey verschiedenen kleinen Arbeiten für obgemeldeten Erbprinzen von Hessen-Darmstadt, der damals als General-Lieutenant ein Infanterie-Regiment in Prenzlau commandirte.

Diese kleine Stadt, wo, außer den Arbeiten für den fürstlichen Hof, wenig für die Kunst zu thun war, konnte der fernern Entwicklung der Fähigkeiten des jungen Künstlers eben nicht sonderlich günstig seyn; weswegen ihn sein Vater im Jahre 1753, in seinem sechzehnten Jahre, nach Berlin in das Haus seines daselbst angesessenen Bruders schickte, unter dessen Aufsicht und Leitung er seine Talente ausbilden

sollte. Diese war denn aber bloß mechanisch: denn der Oheim, der sich nur mit Decorationsmalerey auf Tapeten und Wänden abgab, auf welche er das damals in Berlin sehr übliche Laub- und Schnirkelwerk, mit bunten Blumen verwebt, in Oel- und Wasserfarben auftrug, hatte keine allgemeineren Kunstbegriffe, und konnte den jungen Mann keineswegs fördern; sondern bediente sich vielmehr der Kenntnisse, der größern Fertigkeit und des bessern Geschmacks seines Schülers zu eignem Vortheile.

Doch waren die hier zugebrachten zwey Jahre für ihn keineswegs verloren, indem er seine technische Fertigkeit auf mancherley Weise zu üben Gelegenheit hatte. Auch konnte er sich, aus Gutmüthigkeit und Freundschaft für seinen Onkel, ob ihm gleich diese Art von Thätigkeit keineswegs anstand, nicht sobald zu einer Veränderung seiner Lage entschließen, bis endlich der Bildhauer Glume in Berlin, die Spuren eines größern Genies in ihm entdeckend, auf alle Weise in ihn drang, jene Arbeiten aufzugeben und seine Talente und seinen Fleiß edlern Gegenständen der Kunst zu widmen, da es ihm denn leicht gelingen würde, welche Art er auch wählen möchte, in derselben einen vorzüglichen Grad zu erreichen. Hierauf

entschloß er sich eine kleine Wohnung zu miethen, und war nun um so fleißiger beschäftigt, getreue Copien von guten Gemälden und mitunter manches Porträt zu machen, als ihm jenes zu seinem eigenen Studium und beydes zu seinem Unterhalte, für den er nun allein zu sorgen hatte, durchaus nothwendig wurde.

Er legte damals schon den Grund zu jener unermüdeten Thätigkeit, die, verbunden mit seiner außerordentlichen Liebe zur Kunst, ihm in der Folge so sehr zu Statten kam und ihn bis an sein Lebensende nicht verließ. Zugleich versäumte er nicht, sich Gönner und Freunde zu erwerben, die ihm durch Rath und Unterstützung nützlich werden konnten.

Besonders glücklich schätzte er sich in der nähern Bekanntschaft mit Herrn Le Sueur, damaligem Director der Akademie in Berlin, um dessen Achtung er sich lange beworben hatte, bis ihn derselbe, bey Gelegenheit eines kleinen Dienstes, den ihm der junge Künstler leisten konnte, näher kennen und schätzen lernte.

Herr Le Sueur hatte sich nämlich mit Zubereitung der Farben nach eignen Grundsätzen und Erfah-

rungen, und mit chemischen Versuchen, die sich darauf beziehen, abgegeben; hatte aber von der, damals noch nicht allgemein bekannten, Manier, sich der Leimfarben beym Malen zu bedienen, nicht den geringsten Begriff. Er theilte ihm mit Vergnügen seine Kenntnisse mit; und da Herr Le Sueur bey dieser Gelegenheit dessen gründliche Einsicht in andere Theile der Kunst und sein ungemeines Talent entdeckte: so beförderte er, auf die verbindlichste Weise, die Studien des jungen Künstlers sowohl in seinem eigenen Hause als durch besondre Empfehlung, so daß derselbe auf diesem Wege an den Hofrath Trippel gelangte, welcher gerade damals für König Friedrich den Zweyten, durch den Director Oesterreich und den Handelsmann Gozkowsky, eine Sammlung anschaffte, und sonst auch mit Gemälden handelte. Dieser gab dem jungen Künstler Gelegenheit, durch Copiren der besten Bilder, so viel Geld, als er zu seinem bequemen Unterhalt und zu Fortsetzung seiner Studien bedurfte, zu verdienen.

In dieser Zeit hatte er unter andern zwey kleine, von Querfurt vortrefflich gemalte, Landschaften copirt, die er seinem verehrten Freunde Herrn Le Sueur vorzeigte, und welche diesem, da er sie eben

so meisterhaft mit Kenntniß und Feuer nachgeahmt fand, dergestalt gefielen, daß er den Künstler beredete, sich vorzüglich und ausschließend der Landschaftsmalerey zu widmen; wobey er ihm alle mögliche Unterstützung und Vorschub zu leisten sich erbot. Dieser durch einen glücklichen Zufall ertheilte Rath bestimmte Hackerten für diese Gattung, und schenkte der Welt einen der besten Meister in derselben.

Er verfertigte hierauf manche fleißige Studien, nicht weniger mit vielem Verdienst ausgeführte Copien nach Claude Le Lorrain, Swanefeld, Moucheron, Berghem, Asselyn u. s. w., welche bald durch den Hofrath Trippel ins Publicum zerstreut wurden, und, ohne den Künstler weiter bekannt zu machen, verschwanden, bis er endlich, geleitet von seinem eigenen Genius und mit einem, durch jene Originale, auf die besondern Schönheiten der Natur aufmerksam gewordenen Auge, mit vollkommen geübter Hand, viel nach der Natur, wenigstens theilweise, was ihm von schönen Bäumen der Thiergarten bey Berlin und Charlottenburg darboten, in einer übrigens für den Landschaftsmaler nicht günstigen Gegend, zu zeichnen anfing und allmählich zu eigenen Originalen hinaufstieg.

Unter solchen Studien vergingen drey Jahre, ohne daß irgend Jemand in Berlin ein ganzes oder fertiges Bild von seiner Arbeit zu Gesichte bekommen hätte. Denn, da gar oft die erste Erscheinung der Werke eines jungen Künstlers dessen künftige Reputation, wenn auch nicht immer mit hinlänglichem Grunde, zu entscheiden pflegt; so war Herrn Le Sueur's verständiger Rath, einige Jahre im Stillen hin fortzuarbeiten, bis man mit gegründetem Anspruch auf Beyfall, und nicht bloß auf precäre Nachsicht, im Publicum auftreten dürfe.

Als nun im siebenjährigen Kriege, nach der Schlacht bey Roßbach, gegen 500 französische Offiziere als Kriegsgefangne nach Berlin kamen, und viele davon mit ihrem Landsmanne Herrn Le Sueur Bekanntschaft machten, und gelegentlich an Hackerts Arbeiten Gefallen bezeigten; so veranstaltete jener, daß alles, was der junge Mann zu seiner Kunstbildung bisher angefangen oder fertig gemacht hatte, auf einmal, gegen eine runde Summe, den militärischen Kunstfreunden überlassen wurde; wodurch zugleich manche mittelmäßige Arbeit, die in der Folge seinen Namen hätte compromittiren können, außer Landes ging.

Diese auf einmal erhaltene kleine Summe Geldes setzte Ch. in den Stand, die seiner Kunst unentbehrlichen Hülfsstudien mit mehrerer Bequemlichkeit fortzusetzen. Er hatte auf der Malerakademie schon die ersten Gründe der Geometrie, Architectur und Perspective erlernt; nun aber wiederholte er die Mathematik vollständiger, indem er wöchentlich dreymal mit Professor Wagner Privatstunden in seiner Wohnung hielt; wobey er des Tages über an seinen Studien im Thiergarten arbeitete, die ihm nunmehr immer besser von Statten gingen. Auch hatte er während dieser Zeit das Glück, mit Herrn Gleim, Ramler, und was für seine Einsichten überaus zuträglich und ihm sehr erwünscht war, mit Herrn Sulzer Bekanntschaft zu machen, mit welchen und andern Gelehrten und Kunstfreunden er die meisten Abende in Gesellschaft zubrachte.

Der Umgang mit solchen Männern gewährte ihm nicht nur den Vortheil, daß er durch sie zu einem guten gesellschaftlichen Tone gebildet, und bey andern eine für sein persönliches Verdienst günstige Meynung erweckt wurde; sondern der Geschmack und die ungemeinen Kenntnisse dieser Männer schärften sein Gefühl und sein Nachdenken; ja er war gewohnt, sich

bey jeder Wahl auf das Urtheil derselben zu verlassen. Dieses gilt vorzüglich von Herrn Sulzer. Diesem Manne verdankt Hackert einen großen Theil seiner früheren Bildung; auch sprach er immer mit ausgezeichneter Verehrung von ihm, und dessen Wörterbuch blieb dem Künstler bis an sein Ende canonisch.

Mit vielem Fleiße setzte er immer seine Arbeiten fort, obgleich im damaligen Kriege Berlin mehrmals beunruhigt wurde, besonders als der General Haddick mit seinem Corps, und im folgenden Jahre General Totleben mit einem Corps Russen und Oesterreicher Berlin heimsuchten. Doch hinderte dieses nicht den Fortschritt seiner Kunst, auch nicht den Gewinn, den er davon zog, besonders nachdem er mit zwey vorzüglich gelungenen Gemälden, auf Anrathen seines Meisters und Freundes, Herrn Le Sueur, nunmehr öffentlich aufgetreten war. Diese beyden Bilder, welche Aussichten vom Teiche der Venus im Thiergarten vorstellten, und die gewissermaßen als Erstlinge seiner Kunst angesehen werden können, da vorher selten etwas von seiner Arbeit bekannt geworden, machten unter Künstlern und Liebhabern eine glückliche Sensation. Herr Gozkowsky, der in jener Zeit für Berlin so merkwürdige Mann, übernahm

sie aus eigenem Antrieb und bezahlte dafür die damals keineswegs unbeträchtliche Summe von 200 Thalern.

Indessen, da in der Gegend um Berlin, außer mancher herrlichen Baumpartie, die Natur wenig malerisch Interessantes dem Künstler darstellte; so war schon lange in ihm der Wunsch rege geworden, sein Talent durch Reisen auszubilden, und oft lag er, im Gefühl dieses Bedürfnisses, Herrn Sulzer an, ihm zu einer Reise in die Schweiz behülflich zu seyn: denn eine solche Reise, auf seine eigenen Kosten, besonders in den damals durchaus unruhigen Kriegszeiten, und auf Rechnung eines unsichern Gewinnes zu unternehmen, dazu hatte er nicht hinlängliches Vermögen und zu viel Vorsicht, als daß er es auf Gerathewohl hätte wagen sollen. Doch fand er bald darauf, wenigstens eine andere Reise zu machen, Gelegenheit.

Erster Ausflug.

Herr Sulzer hatte um diese Epoche Herrn Spalding, damaligen Probst in Barth, und auf eben derselben Reise, den Baron Olthoff in Stralsund, welchem Gelehrte und Künstler gleich willkommen waren, besucht und, nach wiederholten Empfehlungen der Talente seines jungen Freundes, demselben die Erlaubniß bewirkt, persönlich aufwarten zu dürfen.

Er trat also im Julius 1762, in Gesellschaft des Porträtmalers Mathieu, die Reise nach Stralsund an, wo er den Baron mit Möblirung und neuer Einrichtung seines Hauses beschäftigt antraf. Er wurde von der ganzen Familie aufs freundschaftlichste aufgenommen und wie ein Verwandter behandelt. Auch gereichte seine Gegenwart seinen Gönnern zum Vortheil: denn er führte bey den neuen Zimmer-Verzierungen einen durchaus bessern Geschmack ein, und decorirte selbst einen großen Saal mit Architecturstücken und Landschaften, die er auf Leinwand mit Leimfarben ausführte.

Zu eben der Zeit kaufte Baron Olthoff auf der Insel Rügen das Gut Boltwitz, wo er, als unverheirathet, bey seiner alten Mutter, so viel es seine wichtigen Geschäfte zuließen, gern wohnte, viel Gesellschaft annahm, und nebst einem jungen Spalding, die drey Gebrüder Dunker, seine Neffen, durch einen geschickten Hofmeister, den er aus Sachsen hatte kommen lassen, unter seinen Augen erziehen ließ. Hier wurde nun wieder, da die Natur etwas schönere und mannigfaltigere Gegenstände als bey Berlin darbot, mit neuem Fleiße gezeichnet, und hier radierte PH zugleich, zum Zeitvertreibe, sechs kleine Landschaften, welche Aussichten der Insel Rügen vorstellen und sich unter den Blättern seiner Werke befinden. Er hatte dabey keine andre Anweisung als das Buch von Abraham Bosse: De la manière de graver à l'eau forte, et au burin; und die Probedrücke wurden, aus Mangel an einer Presse, auf Gips gemacht. Indessen war ihm sein Aufenthalt bey Olthoff in mehr als einer Rücksicht nützlich, da er ihm für die Welt und gute Gesellschaft zu einer vortrefflichen Schule diente.

Im May 1764 reiste Baron Olthoff nach Stockholm, wohin er Hackert mit sich nahm und

bey Hofe bekannt machte. Der fleißige Künstler sammelte sich wieder eine Menge Studien, malte während des Sommers eine Aussicht vom Karlsberg für den König, verfertigte mehrere Zeichnungen für die Königinn, und ging mit Aufträgen vom Baron Olthoff im September wieder nach Stralsund zurück. Hier, in dem Hause des Barons, wo alles Liebe zur Kunst und Geschmack an solchen Beschäftigungen gewonnen hatte, ward in froher zahlreicher Gesellschaft, welcher unausgesetzt Gelehrte und Künstler beywohnten, immerfort gezeichnet und gemalt. Hackert verfertigte des Abends eine Menge Porträts in schwarzer und weißer Kreide, und vollendete in seiner ihm eigenen Manier jenen großen Saal und ein Cabinett in Leimfarbe. Zugleich hatte er einen der Neffen des Barons, B. A. Dunker, in den ersten Grundsätzen der Kunst unterrichtet, so daß dieser sein theologisches Studium, mit Bewilligung des Onkels, gegen die Ausübung der Kunst vertauschte. Als dieser den glücklichen Fortgang, nach Verlauf einiger Jahre, gesehen, entschloß er sich, seinen Neffen, unter Hackerts Aufsicht, nach Paris zu schicken.

Reise nach Paris.

Sie reisten beyde im May 1765 von Bolwitz nach Hamburg ab, von wo aus sie ihre Reise nach Frankreich fortsetzen wollten. Die Kaufleute, an die sie in Hamburg empfohlen waren, hatten eben ein Schiff geladen, das mit Wolle und andern Gütern nach Rouen bestimmt war. Sie ließen sich überreden, diese Reise zu Wasser zu machen, wobey sie an Zeit und Kosten zu gewinnen hofften; allein sehr schlecht entsprach der Erfolg ihren Erwartungen: denn unausgesetzt contraire Winde zwangen das Schiff, nach einer mißlichen Seefahrt von sechs Wochen, an Englands Küste zu landen, wo sie denn nach Dower gingen, um mit dem Packetbot von da nach Calais überzusetzen.

Diese zufällig längere Seereise hatte indessen auf Hackerts Talent einen sehr wohlthätigen Einfluß; denn da sie durch immer widrige Winde gezwungen wurden, zu drey verschiedenen Malen, wieder zurück in die Elbe einzulaufen, und mit einer großen Menge

anderer Fahrzeuge von allen Gattungen, bey Glück- stadt auf der Stoer, lange auf günstigen Wind war- ten mußten; so zeichnete Hackert, aus Mangel an- derer Gegenstände, Seestücke nach der Natur, wie er es nur immer vortheilhaft hielt, ahmte treulich die dem seinigen am nächsten gelegenen Schiffe nach, grup- pirte mitunter Matrosen, wie sie sich ruhend, oder in mannichfaltigen Verrichtungen darstellten; und so- mit erweckte dieser Zufall in ihm zuerst den Geschmack an Seestücken, den er nachmals mit dem glücklichsten Erfolg cultivirte.

Paris.

Im August 1765 langte PH mit dem jungen Dunker in Paris an. Dieser kam anfangs in das Studium des Herrn Vien und nachmals zu Herrn Hallé; wobey er jedoch immer unter Hackert's Aufsicht blieb, indem er fortfuhr, bey demselben zu wohnen.

Der bekannte Kupferstecher Wille hatte beyde

mit sich aufs Land genommen, um daselbst gemeinschaftlich zu zeichnen; allein, die kleinlichen armseligen Bauerhüttchen, mit den daran liegenden Krautgärtchen und Obstbäumchen, ängstlich auf ein Quartblatt zusammenzustoppeln, konnte Ph, dessen Auge und Hand an große Gegenstände gewöhnt war, wenig behagen; deswegen er lieber in seiner Art, wenn sich auch nur eine einzelne schöne Baumpartie, ein bedeutender Felsen zeigte, diese sogleich zum Gegenstand wählte, um sich in seiner Kunst fortwährend zu stärken.

Sobald er in Paris durch seine Arbeit zu gewinnen anfing, ließ er seinen Bruder, Johann Gottlieb, der sich eben dieser Art von Landschaftsmalerey gewidmet hatte, von Berlin dahin kommen, während er selbst, in Gesellschaft der Herren Perignon und Grimm, eine Reise zu Fuß in die Normandie bis Havre de Grace machte, in der Absicht, bey jeder schönen Gegend nach Gefallen zu verweilen, um die interessantesten Aussichten mit Bequemlichkeit aufzeichnen zu können.

Die glänzenden Glücksumstände des Baron Olthoff hatten sich indessen sehr verfinstert. Er war zu

Betreibung der noch rückständigen, von ihm, während des siebenjährigen Krieges, gemeinschaftlich mit dem Kammerrath Giese, für die schwedische Armee gemachten Geldvorschüsse, nach Stockholm gegangen. Allein da jetzt die Mützenpartey die Oberhand behielt; so wurde er eines beträchtlichen Theils seiner Forderungen für verlustig erklärt, und so war ihm die fernere Unterstützung seines Neffen Dunker in Paris unmöglich; daher Hackert durch eigenes Verdienst für dessen Unterhalt sorgen mußte.

Dieß war ihm durch die Bekanntschaft mit den vornehmsten Künstlern in Paris, welche ihn überall einführten, leichter geworden. Er gewann unter andern den Beyfall und die Gunst des Bischoffs von Mans aus der Familie der Fürsten von Monaco Grimaldi. Dieser ließ ihn auf mehrere Monate nach dem Landsitz Ivri kommen, um die schönsten Aussichten nach der Natur für ihn zu zeichnen und zu malen; welche Arbeit ihm sehr gut bezahlt wurde, während dessen zugleich sein Bruder, der in Paris zurückgeblieben war, durch Verfertigung verschiedener Staffeleygemälde, nach den von PH zu Mans gemachten Zeichnungen, von gedachtem Herrn ansehnliche Summen bezog, welche beyden Brüdern schon

zu Anfange des zweyten Jahrs ihres Aufenthalts in Paris eine ganz bequeme Existenz sicherten, zu deren wachsender Verbesserung ihnen Fleiß und Talente allmählich immer neue Wege andeuteten.

Denn indessen waren nach Paris viele kleine, von Wagner in Dresden verfertigte Gouache-Landschaften gekommen, und diese Art Malerey gefiel so durchgängig, daß Jedermann kleine Cabinette und Boudoirs mit Gouache-Gemälden und Handzeichnungen verziert begehrte. Besonders hatte Herr Boucher, erster Maler des Königs Ludwig des XV., eine ganz entschiedene Vorliebe für diese Arbeiten, zeigte Wagners kleine Gemälde als ganz allerliebste Producte der Kunst in allen Gesellschaften und hatte selbst in seinem eigenen Cabinette vier Stücke davon. Die Gebrüder Hackert sahen, wie leicht es sey, von diesem leidenschaftlichen allgemeinen Geschmacke des Pariser Publicums, durch ihre Talente, klugen Vortheil zu ziehen. Sie bereiteten sich daher sogleich Gouache-Farben, und nachdem sie einige kleine Stücke, in dieser Manier gemalt, Herrn Boucher gezeigt hatten, nahm dieser die neue Arbeit mit so viel Beyfall auf, daß er alle vier Stücke für sich kaufen wollte; sie aber vertauschten solche lieber gegen einige seiner Zeich-

nungen, und so wurden auch diese kleinen Landschaften im Cabinett ihres geneigten Freundes aufgestellt.

Diese Gemälde vermehrten in kurzer Zeit den Ruf und die Bekanntschaft der beyden Künstler in Paris so sehr, daß sie unausgesetzt gut bezahlte Arbeit hatten, und mehr dringende Bestellungen, als sie beyde fördern konnten. Zu einiger Erholung und Ruhe machten sie alsdann wieder, zu Fuß und in kleiner Gesellschaft, die angenehme Tour längs der Seine in die Normandie, und von da in die Picardie, um neue Studien nach der Natur zu ihren Arbeiten zu sammeln.

Man hatte sich indessen, von der Provence aus, bey Herrn Joseph Vernet nach dem besten Künstler in Paris erkundigt, welcher seinem eigenen Urtheil zufolge das Talent hätte, die so berühmten Vernetischen Bilder La tempête und Les baigneuses, durch Balechou's Kupferstich bekannt, beyde in Oel in der Größe der Originale zu copiren. Der Künstler schlug EH zu dieser Arbeit vor, und sie gelang so gut, daß beyde Copien mit einem ansehnlichen Preis, welchen die Herrn Cochin und Vernet bestimmten, bezahlt wurden. Als beyde Gemälde zur Versendung

nach Aix en Provence eingepackt wurden, schnitt irgend ein niederträchtiger Mensch, vermuthlich aus Eifersucht, heimlicher Weise, das Bild der Tempête mit einem Messer in der Queere durch. Das Bild wurde von dem Eigenthümer wieder nach Paris geschickt und glücklich restaurirt; den Thäter dieser abscheulichen Handlung aber hat man nie entdeckt.

Auf diese Weise setzten die Gebrüder ihre Arbeiten drey Jahre mit ungemeiner Thätigkeit fort; der Beyfall vermehrte sich; Philipp Hackerts Werke wurden vorzüglich honorirt; sie wußten eine kluge Anwendung des Erworbenen zu machen und befanden sich in günstigen Umständen. Hierdurch war *PH* so glücklich, seinen ehemaligen Wohlthäter, den Baron Olthoff, welcher im Jahre 1778 die ihm gleichfalls, vom siebenjährigen Krieg her, noch rückständigen Gelder in Frankreich zu erheben, nach Paris gekommen war, hier aber ungeachtet der Mitwirkung des Barons von Breteuil, vormaligen französischen Botschafters in Schweden, eben so wenig Glück als ehmals in Stockholm fand, mit einer ersparten Summe von 100 Louisd'or bey seiner Rückreise zu unterstützen, ohne sich auf den Wiederersatz dieses Geldes

von diesem rechtschaffenen und sehr unbillig behandelten Freunde einigen Anspruch vorzubehalten.

Endlich war nun auch in beyden Brüdern der Wunsch lebhaft geworden, ihre Studien der schönen Natur in Italiens reizenden Gegenden fortzusetzen und sich in Roms lehrreichem Aufenthalte völlig auszubilden. Diese Neigung, welche zu befriedigen sie vollkommen im Stande waren, wurde nun durch den Rath ihrer Freunde völlig bestimmt, und die Reise nach Italien zu Ende Augusts 1768 angetreten. Beynahe aber wäre dieselbe durch den Tod ihres Vaters, da nunmehr die Sorge für die jüngern Geschwister auf sie fiel, vereitelt worden.

Unsere Reisenden zogen nunmehr über Lion durch Dauphiné, einen Theil von Languedoc, um zu Nismes und Arles die Ueberbleibsel des Alterthums zu beschauen, über Marseille, Toulon, Antibes, nach Genua, wo sie eine Menge neuer Studien sammelten; dann gelangten sie über Livorno, Pisa und Florenz im December 1778 glücklich und gesund nach Rom.

Rom und Neapel.

Nachdem beyde Brüder, Philipp und Johann, sogleich in der ersten Zeit ihres Aufenthalts zu Rom, die vorzüglichsten Merkwürdigkeiten der Kunst und des Alterthums besehen hatten; setzten sie ihre Studien, sowohl in der französischen Akademie nach den Antiken, als Abends nach dem Modelle fort. Auch hatte sich der im Pallast Farnese wohnende Cardinal Orsini, nach dem Tode Pabst Clemens des XIII., Rezzonico, in das Conclave begeben, wodurch unsern Künstlern die Bequemlichkeit verschafft wurde, eines der vorzüglichsten Werke neuerer Kunst, die Galerie der Carracci, in gedachtem Pallaste zu benutzen; welches meist in Gesellschaft des Bildhauers Sergel und des vom französischen Hofe pensionirten Malers Callais geschah.

In Gesellschaft dieser beyden Künstler machten sie auch im Frühjahr eine kleine Reise nach Frascati, Grotta Ferrata, Marino, Albano, Nemi und so

weiter, um zuerst die Schönheiten der Natur an diesen Orten im Allgemeinen kennen zu lernen. Nach ihrer Zurückkunft malten sie einige kleine Landschaften in Gouache, und führten einige Zeichnungen aus, zu denen sie auf jener Reise die Umrisse gebildet hatten.

Diese Arbeiten gefielen dem damals in Rom sich aufhaltenden Lord Exeter so sehr, daß er sie sämmtlich kaufte und bey den Gerüdern auf beynah ein ganzes Jahr Arbeit bestellte; wodurch sie bestimmt wurden, ihren Aufenthalt in Rom auf drey Jahre festzusetzen. Das in Paris Verdiente setzte sie bereits in den Stand, zwey Jahre in Rom zu bleiben, und ihre erste Absicht war, die Zeit bloß zu Förderung ihrer Studien anzuwenden, ohne durch ihre Arbeit Geld gewinnen zu wollen; doch bey häufigen Bestellungen veränderten sie jenen Entschluß um so lieber, je vortheilhafter es für sie war, die übernommenen Arbeiten an dem Orte selbst vollenden zu können.

Die dem König von Neapel gehörige, bey Rom auf einer Höhe gelegene Villa Madama war in damaliger Zeit, durch die Menge herrlicher Bäume und das durchaus Malerische der ganzen Gegend, ein wahrer Ort des Vergnügens. Vorzüglich reizend war der

Ort des Theaters, wo zum ersten Male Guarini's Pastor Fido aufgeführt worden war, mit den schönsten Lorbeerbäumen bewachsen. Freylich hat sich alles seit jener Zeit sehr verändert, die Villa selbst ist nach und nach in Verfall gerathen, und die anliegende Gegend ist in Weinberge und Ackerfelder verwandelt worden.

Da man nun aber zu jener Zeit auf Empfehlung, bey dem Aufseher über diesen reizenden Ort, eine ganz bequeme Wohnung erhalten konnte; so wählten beyde Brüder diesen Aufenthalt auf zwey Monate, um, nebst andern Studien, die ihnen aufgetragene Ansicht der Peterskirche für Lord Exeter zu malen; worauf sie vier Monate in Tivoli zubrachten, um da nach Herzenslust die prächtigsten Gegenstände der Natur, in Oel-, Leim und Wasserfarben, auf mannigfaltige Weise nachzubilden.

PH malte unter andern daselbst den berühmten Wasserfall, ein drey Fuß hohes Bild, ganz nach der Natur fertig, mit dem er zwey Monate lang, des Lichtes und Effectes wegen, alle Nachmittage um dieselbe Stunde beschäftigt war.

Im October machten sie beyde, in Gesellschaft des Raths Reiffenstein, eine Fußreise nach Licenza, der ehmaligen Villa des Horaz, und weiter nach Subiaco, und kamen, nachdem sie manche schöne Aussicht gezeichnet hatten, über Pagliano und Palestrina nach Tivoli zurück. Diese kleine vergnügte Reise machten sie alle Drey durchaus zu Fuße, wobey ein Esel ihre Portefeuilles und Wäsche trug, einem Bedienten aber die Sorge für ihre Nahrung aufgetragen war.

So wichtig und durchaus nothwendig es für den Künstler überhaupt ist, den Gegenstand seines Werks nach der Natur selbst zu studiren, so wenig war es damals in Rom üblich, nach der Natur zu zeichnen; am wenigsten aber dachte man daran, eine etwas große Zeichnung nach der Natur zu entwerfen und auszuführen. Man hatte solche solide Studien der Landschaft, seit den Zeiten der Niederländer und Claude Lorrains, vernachlässigt, weil man nicht einsah, daß dieser Weg eben so gut zum Wahren, als zum Großen und Schönen führt. Die von Frankreich pensionirten Maler in Rom hatten wohl mitunter manche Theile eines schönen Ganzen, unvollständig, auf einem Duodezblättchen, nach der Natur skizzirt, und sie

wunderten sich nun allgemein, als sie die beyden Hackert mit großen Portefeuilles auf dem Lande umherziehen, mit der Feder ganz fertige Umrisse zeichnen, oder wohl gar ausgeführte Zeichnungen in Wasserfarbe, und selbst Gemälde, ganz nach der Natur vollenden sahn; welche immer mit schönem Vieh ausstaffirt waren, wovon Johann Hackert besonders ganz vortreffliche Studien gemacht hatte.

Im Frühlinge des Jahrs 1770 gingen sie beyde nach Neapel, wo sie an den englischen Minister, den Ritter Hamilton, empfohlen waren. Johann malte daselbst für Lady Hamilton, nebst einem Paar kleinen Gouache-Gemälden, drey ihrer Hunde nach dem Leben, und Philipp, für den Ritter, die durch eine vorjährige Eruption des Vesuv entstandenen bekannten Montagnuoli, nach verschiedenen Ansichten; deren einige nachmals sehr schlecht für das Werk Campi flegrei in Kupfer gestochen wurden.

In Neapel wurde Philipp von einem heftigen Fieber befallen, von welchem er durch seinen damals aus England zurückgekommenen Freund, den geschickten Arzt Cirillo, wieder hergestellt und zu einer,

jedem Reconvalescenten heilsamen, Veränderung der Luft nach Vietri und Lacava gesendet wurde.

Wer erinnert sich nicht mit Vergnügen der malerischen Gegend von Nocera de' Pagani bis nach Salerno hin, und wie mannigfaltigen Stoff zu herrlichen Landschaftsgemälden sie dem Auge des Künstlers darbietet! Diese prächtigen Gefilde, die in ihrer Fülle, so wie die Küste von Amalfi, schon vormals Salvator Rosa's Einbildungskraft so glücklich bereichert hatten, mußten auf Hackerts Geist nicht weniger als die gesunde reine Luft auf seinen Körper wirken.

Auch war sein Fleiß daselbst ungemein thätig; und oft vergaß er sich unter der Arbeit, so daß er an einem warmen Augustabende von einer plötzlich herabsinkenden Wolke sich durchnäßt und erkältet fand. Hierdurch ward in seinem noch schwachen Körper ein allgemeiner Rheumatismus erzeugt, von dem er erst nach mehrern Monaten, durch seinen Freund Cirillo, besonders mittels der Seebäder wieder hergestellt wurde, so daß er im November desselbigen Jahrs mit seinem Bruder die Rückreise nach Rom antreten konnte.

Hier bekam er, wenige Zeit nach seiner Ankunft, die bekannte große Bestellung für die russische Kaiserinn, wodurch der Grund zu seiner Celebrität und seinem nachmaligen Vermögen gelegt wurde.

Schlacht bey Tschesme.

Kurz nachdem Hackert in Rom wieder eingetroffen, hatte der General Iwan Schuwaloff von seiner Monarchinn, Catharina der Zweyten, den Befehl erhalten, zwey Gemälde verfertigen zu lassen, die so genau als möglich jene, von den Russen über die Türken, im vorhergehenden Jahre, 1770, den 5ten Julius bey Tschesme erfochtene Seeschlacht, und ferner die zwey Tage später erfolgte Verbrennung der türkischen Flotte vorstellen sollten.

Hackert übernahm diese Arbeit, mit dem Beding, daß man ihm alle zu dieser ganz eignen Darstellung wesentlich nöthigen Details auf das genaueste mittheilte. Diese jedoch, so wie man sie ihm anfangs gab, waren auf keine Weise hinlänglich, daß der

Künstler danach ein lebhaftes, und der verlangten Wahrheit durchaus entsprechendes Bild hätte verfertigen können.

Nun trug es sich aber zu, daß in eben dem Jahre der Sieger, Graf Alexis Orlow, mit einem Theil seiner Flotte in das mittelländische Meer und nach Livorno kam. Um diese erwünschte Gelegenheit, von welcher Ch den vollständigsten Unterricht sich versprechen durfte, zu benutzen, reiste er sogleich dahin; fand aber eben so wenig Befriedigendes vorhanden: keinen Plan des Gefechts, keine Anzeige der Gegend, keine authentische Darstellung der Attake und der dabey obwaltenden Ordnung. Alles und jedes vielmehr, was dem Künstler durch einzelne Personen mitgetheilt wurde, ward sogleich wieder durch den Streit der mittheilenden Schiffscapitäne selber, deren jeder im großen Feuer, jeder im Mittelpunct des Treffens, jeder in der größten Gefahr gewesen seyn wollte, verwirrt, wo nicht aufgehoben.

Ein Offizier des Ingenieurcorps, ein Schweizer, der der Schlacht beygewohnt und einigen Plan davon hätte aufzeichnen können, war nach Basel, seiner Vaterstadt, gegangen. Das einzige was der Künst-

ler noch vorfand, war eine Aussicht von Tschesme, die ein Commentur des Maltheserordens, Massimi, ein Mann von Talenten und Geschmack, gezeichnet und hergegeben hatte. Dieser aber war in dem Augenblicke krank und konnte die Arbeit nicht befördern helfen, an deren baldiger Sendung nach Petersburg, wenigstens in vorläufigen wesentlichen Umrissen, dem Grafen Orlow eben so viel als Ih gelegen war.

So verging nun viele Zeit, bis endlich nach Verlauf eines Monats, unter der Leitung des Contre-Admirals Greig, eines Schotten, in russischen Diensten, mit Beyhülfe obgedachter Zeichnung des Ritters Massimi, zwey theils geometrisch aufgerissene, theils ins Perspectiv gezeichnete Hauptplane zu Stande kamen, nach welchen der Künstler, anstatt zweyer, sechs Gemälde, in einer Zeit von zwey Jahren, zu liefern sich verbindlich machte, deren Vorstellungen folgende seyn sollten.

Das erste: die am 5. Julius 1770 von der in Linie geordneten russischen Flotte gemachte Attake auf die in einem Halbzirkel vor Anker gelegene türkische Flotte.

Das zweyte: die Seeschlacht selbst, besonders wie in derselben ein feindliches Vice-Admiral-Schiff von einem russischen Vice-Admiral-Schiff verbrannt, dieses aber wieder von jenem angezündet wird und beyde verbrennen.

Das dritte: die Flucht der Türken in den Hafen von Tschesme, und wie sie von der russischen Flotte verfolgt werden.

Das vierte: die Absendung einer russischen Escadre nach dem Hafen von Tschesme, nebst der Bereitung der russischen Brander, um die feindliche Flotte in Brand zu stecken.

Das fünfte: die Verbrennung der türkischen Flotte im Hafen, in der Nacht vom 7ten Julius.

Das sechste endlich: die triumphirende russische Flotte, wie sie, beym Anbruch des Tags, von Tschesme zurückkehrt und ein türkisches Schiff und vier Galeren mit sich führt, die von der Flotte gerettet waren.

Auf solche Darstellungen in sechs großen Gemälden, jedes acht Fuß hoch und zwölf Fuß breit, wur-

de die Bearbeitung beyder Plane vorgeschlagen, und diese durch einen Courier nach Petersburg, zu Einholung der kaiserlichen Genehmigung, gesendet.

Indessen ließ Graf Alexis Orlow dem Künstler für die Arbeit, die ihn vollkommen zufrieden gestellt hatte, 300 Zechinen auszahlen, so wie Er schon vorher, unter dem Namen des Postgeldes, für die Reise von Rom nach Livorno, von der Kaiserinn 100 Zechinen erhalten hatte. Bald darauf traf die vollkommene höchste Genehmigung dieser vorgeschlagenen Arbeit ein; der in Rom sich befindende General Iwan Schuwaloff erhielt sie, mit welchem sogleich im October 1771 ein schriftlicher Vertrag über Größe, Zeit und pünctliche Vorstellung der sechs oben beschriebenen Gemälde aufgesetzt, und der Preis für jedes derselben auf 375 römische Zechinen regulirt wurde; so daß das Ganze sich auf mehr als 12000 Gulden belief.

Das erste Gemälde, welches der Künstler in Arbeit nahm, war jenes von der Schlacht selber, in dem bedeutenden Momente, da beyde Vice-Admiral-Schiffe brannten, und die Schlacht im heftigsten entscheidendsten Feuer war. Vollendet war es im An-

fang des Jänners 1772; und da gerade zu dieser Zeit Graf Orlow mit einer Flotte aus dem Archipelagus nach Livorno kam; so versäumte *H* diese Gelegenheit nicht, sich mit seinem Bilde daselbst einzufinden, um sowohl vom Grafen Orlow, als von dem Contre-Admiral Greig zu erfahren, ob und wie weit er in diesem Bilde, durch die Ausführung jener ihm mitgetheilten Notizen, die Wahrheit des Vorgangs erreicht und dem Verlangen dieser Herren Genüge geleistet habe.

Zugleich ließ er einen Entwurf des Gemäldes, welches die Verbrennung der türkischen Flotte im Hafen vorstellte, von Rom nach Livorno zu Wasser abgehen, weil sie zwar fertig, doch nicht trocken genug war, um zur Landreise aufgerollt werden zu können.

Der vollkommene und allgemeine Beyfall, den jenes große, zu Pisa in einem Saale des Grafen Orlow aufgestellte Gemälde, sowohl von diesem Herrn als von allen anwesenden Seeoffizieren, auf eine entscheidende Weise erhielt, war für den Künstler höchst schmeichelhaft, so wie die getreue Darstellung dieses vom Grafen Orlow erfochtnen Siegs demselben um so interessanter war, als er gerade um

eben die Zeit die Nachricht erhielt, daß das einzige Schiff, Rhodus, welches sie von der verbrannten Flotte der Türken gerettet hatten, nunmehr, weil es in der Schlacht sehr viel gelitten, zu Grunde gegangen war, so daß solches zur Erhaltung des Andenkens an diesen ruhmwürdigen Vorgang nur allein auf dem Bilde existirte.

Indessen war auch jenes kleinere Gemälde, die Verbrennung der Flotte vorstellend, angekommen, und wurde im Ganzen gleichfalls mit vielem Beyfall aufgenommen; nur war Graf Orlow mit dem Effect eines entzündeten und in die Luft auffliegenden Schiffes, welchen Moment man auf dem Bilde vorgeschrieben hatte, unzufrieden. Es war beynahe unmöglich, eine, der Wahrheit eines solchen, vom Künstler nie mit Augen gesehenen, Ereignisses deutlich entsprechende Vorstellung, selbst nach den besten Beschreibungen der See-Offiziere, zu geben. An diesem Momente mußte die Ausführung eine der größten Schwierigkeiten finden. Graf Orlow entschloß sich jedoch endlich, auch dieses Hinderniß, auf eine ganz eigne grandiose Weise, zu heben, und die wirkliche Vorstellung einer solchen Begebenheit, durch ähnliches Auffliegen einer gerade auf der Rhede vor Anker lie-

genden russischen Fregatte, dem Künstler zu geben, wenn er sich anheischig machen würde, diesen Effect mit eben der Wahrheit, wie das Feuer auf dem Gemälde der Schlacht, darzustellen.

Der Graf hatte sich die Erlaubniß dazu sowohl von seinem eignen Hofe, als auch vom Großherzog von Toscana, erbeten, und nun wurde, gegen Ende des Mays, gedachte Fregatte, die man mit so viel Pulver, als zum Auffliegen nöthig war, laden ließ, sechs Meilen von Livorno auf der Rhede, bey einem ganz unglaublichen Zulauf von Menschen, in Brand gesteckt und in weniger als einer Stunde in die Luft geschleudert; zuverlässig das theuerste und kostbarste Modell, was je einem Künstler gedient hat, indem man den Werth der noch nutzbaren Materialien dieser alten Fregatte auf 2000 Zechinen schätzte.

Das Schiff brannte beynahe drey Viertel-Stunden in den obern Theilen, ehe sich das Feuer der Pulverkammer, die heilige Barbara genannt, mittheilte. Erst durchlief die lodernde Flamme, wie ein Kunstfeuerwerk, nach und nach alle Segel, Taue und die übrigen brennbaren Materien des Schiffs; als das Feuer an die Kanonen kam, die man von Holz ge-

macht und geladen hatte, feuerten sie sich nach und nach alle von selbst ab. Endlich, nachdem die Pulverkammer erreicht war, that das Schiff sich plötzlich auf, und eine lichte Feuersäule, breit wie das Schiff und etwa dreymal so hoch, stieg empor und bildete feurige, mit Gewalt und Geschwindigkeit ausgeschleuderte Wolken, die durch den Druck der obern Luft die Form eines ausgebreiteten Sonnenschirms erhielten, indem sich Pulverfässer, Kanonen und andere emporgeworfne Trümmer des Schiffs mit darin herumwälzten, und der ganze oberste Theil mit dicken schwarzen Rauchwolken überdeckt war. Nach etwa drey Minuten verwandelte sich diese schreckliche Feuersäule in eine blutrothe Flamme, aus deren Mitte eine durchaus schwarze Säule von Rauch aufstieg, die sich eben so, wie jene, in ihrem obern Theile ausbreitete, bis nach etwa eben so langer Zeit auch diese Flamme erlosch, und nur noch der schwarze Rauch, wohl über zwanzig Minuten lang, dicht und fürchterlich, über die Region des verbrannten Körpers emporschwebte.

Aufmerksam auf den Effect dieses Vorgangs, nach allen seinen Theilen, retouchirte der Künstler nochmals das Gemälde von der Verbrennung der Flotte,

zu völliger Zufriedenheit des Grafen Orlow, und vollendete sodann die übrigen ihm aufgetragnen Bilder in der von ihm festgesetzten Zeit.

Er hatte, während derselben, sieben Reisen nach Livorno gemacht, deren jede mit 100 Zechinen, fürs Postgeld, bezahlt wurde. Ferner malte er für die Russische Monarchinn sechs andere Bilder, von eben der Höhe zu acht, und der Breite von zwölf französischen Fuß. Zwey derselben stellten ein, von einer russischen Escadre gegen die Türken erfochtenes, Treffen bey Mitylene und die daselbst erfolgte Landung vor; noch zwey andre, ein Gefecht der russischen Escadre mit den Dulcignoten; das fünfte, einen Seevorfall in Aegypten, und das sechste endlich das, ein Jahr nach dem vorigen, nochmals bey Tschesme erfolgte Gefecht.

Die zwölf Gemälde sind in Peterhof in einem eigens dazu bestimmten großen Saal aufgestellt, in welchem der Eingangsthüre gegenüber das Portrait Peters des Großen, als des Stifters der russischen Seemacht, und sodann das Portrait von Catharina der Zweyten sich befindet, unter deren Regierung

die russische Seemacht außerordentlich gefördert und jene glorreichen Siege erfochten worden.

Hackert erwarb sich durch diese Arbeit, nebst einem ansehnlichen Gewinn, einen eben so frühzeitigen als soliden Ruhm, der sich durch das Aufsehen, welches das sonderbare, viele Monate vorher in allen Zeitungen Europens angekündigte, kostbare Modell verursachte, mit ungemeiner Geschwindigkeit verbreitete.

Familien-Verhältnisse.

Im Jahre 1772 ging Johann Hackert mit vielen, von Engländern bestellten Arbeiten, selbst nach London; und als diese im folgenden Jahre, bey Gelegenheit der gewöhnlichen öffentlichen Ausstellung, allgemein bekannt wurden, vermehrte sich der Ruf des Künstlers und das Verlangen nach seinen Arbeiten. Allein seine Gesundheit ward in diesem Lande immer schwächer, so daß er im October des nämlichen Jahres in Bath, wohin er sich solche wiederherzu-

stellen begeben hatte, noch ehe er volle neunundzwanzig Jahre zurückgelegt, mit Tode abging.

Herr Manzel Talbot hatte die Freundschaft, für seine Beerdigung, und die schon damals berühmte deutsche Künstlerinn, Angelica Kauffmann, die Güte, für die Uebersendung seines nachgelassenen Besitzes und seiner unvollendeten Arbeiten an den Bruder, Sorge zu tragen. Dieser frühzeitige Tod war allerdings ein Verlust für die Kunst. Sein Bruder bewahrte manche Arbeit dieses jungen Künstlers, und wer sie sah, zweifelte nicht, daß ein längeres Leben ihn seinem Bruder Philipp, an Talent und Ruhm, würde zur Seite gesetzt haben.

Die Nachricht von dem unerwarteten frühen Todesfalle dieses geliebten Bruders machte auf das Gemüth Philipps einen so schmerzlichen Eindruck, daß er auf lange Zeit aller Arbeit unfähig, zu Ende desselben Jahrs, eine Reise nach Neapel unternahm, um sich an veränderten Gegenständen und Gesellschaften von seiner Trauer zu erholen. Daselbst hatte er Gelegenheit, im Jänner 1774, verschiedene Zeichnungen und Studien, nach einem eben damals geschehenen Ausbruch des Vesuv, zu verfertigen, welche er nach

seiner Zurückkunft in Rom mehrmals auf größern Gemälden benutzte.

Wenige Wochen, ehe sein erwähnter Bruder Johann nach England abreiste, waren zwey jüngere Brüder, Wilhelm und Carl, bey ihm in Rom eingetroffen. Jener hatte sich der Geschichts- und Porträtmalerey gewidmet, und arbeitete einige Zeit unter Raphael Mengs Anleitung; und da nachmals dieser Rom verließ, um nach Spanien zu gehen, folgte er seinem Meister nach Toscana, und zog endlich von Livorno, mit einer kleinen russischen Escadre, nach Rußland, wo er im Jahre 1780, als Zeichenmeister einer Akademie, im 32sten Jahre seines Alters starb. Carl hatte einige Jahre in Rom, unter Anleitung seines Bruders, Landschaften in Oel und häufiger noch in Gouache gemalt. Er etablirte sich nachmals 1778 in Genf, und als sich die innerlichen Unruhen daselbst immer erneuerten, in Lausanne. Philipp aber ließ seinen jüngsten Bruder Georg, welcher bey Berger in Berlin die Kupferstecherkunst erlernt hatte, nach Rom kommen.

Reisen.

Im Jahre 1774 machte *Hh*, in Gesellschaft des Raths Reiffenstein eine Reise nach Aquila und Arezzano, um den Lago Fucino und das höchst merkwürdige Stück der römischen Baukunst, das von Kaiser Claudius zu Ableitung der in jener tiefen Gegend immer angehäuft stehenden Wasser errichtet war, und noch jetzt unter dem Namen des emissario di Claudio bekannt ist, zu besehen. Von da aus zogen sie über das malerisch schöne Land von Sora, Isola di Sora, Casamaro u. s. w. nach Rom zurück.

Ferner machte er im Jahr 1775 eine solche Tour nach Civita Castellana, Soracte, Poggio Mirteto, Ponte Correse und andern Gegenden um Rom, so daß beynahe im Umkreis von 60 italiänischen Meilen um diese Stadt kein beträchtlicher Ort, keine reizende Aussicht war, die der Künstler nicht gezeichnet und für seine Studiensammlung benutzt hätte. Eben so verfuhr er im folgenden Jahre, auf einer Wanderung

in die apenninischen Gebirge, da er denn bis nach Ravenna gelangte und über Urbino und Perugia zurückkehrte. Auf diesem Wege machte er unter andern eine Zeichnung von Cesena, dem Geburtsort Pius des Sechsten, und verfertigte sodann nach derselben ein drey Fuß hohes und vier Fuß breites Oelgemälde, zu großer Zufriedenheit des Pabstes.

Pius VI.

Als PH demselben das Bild vorstellte, wurde er sehr gnädig aufgenommen; der Bali Antinori, ein Toscaner, präsentirte ihn, und er wurde ohne alle gewöhnliche Ceremonien zum Pabst geführt. Dieser fand sich durch das Bild sehr geschmeichelt und wünschte, daß es in Kupfer gestochen würde. PH erwiederte, daß es auch sein Wille wäre, und daß Giovanni Volpato bereits den Pendant dazu, die Aussicht auf die Peterskirche, von Ponte Mollè genommen, unter Händen hätte. Der Pabst fragte, ob die beyden Platten wohl in zwey Monaten fertig seyn könnten. PH antwortete: „es wird schwer halten in

einem Jahre. Außerdem, so hat mein Bruder, der noch jung ist und erst anfängt große Platten zu machen, noch keine Kupferstich-Druckerey eingerichtet. Wir empfehlen uns daher der hohen Protection Ew. Heiligkeit." Der Pabst schenkte dem *H.* für das Bild eine massiv goldne Dose, worauf die erste Medaille war, die er während seiner Regierung hatte schlagen lassen, nebst sechs Stück großen goldenen Medaillen, und sagte: „Wenn Ihr was nöthig habt, so kommt gerade zu uns: Ihr findet alle Protection." Dabey klopfte er ihm beyde Backen sehr freundlich und sagte: „Mein Sohn, ich will Euch sehr wohl." Denn den Segen konnte er ihm als einem Ketzer nicht geben.

Donna Giulia Falconieri.

Die Signora Giulia Falconieri war eine sehr gute Freundinn von *H.* Diese Dame, die viel Geist, Belesenheit und soliden Verstand besaß, hatte alle Abende eine kleine, aber sehr interessante Gesellschaft von Cardinälen, Prälaten und Gelehrten. Künst-

ler fanden sich nie bey ihr, Hackert ausgenommen. Er hatte ihre Bekanntschaft in Frascati zuerst gemacht bey Don Paul Borghese, nachherigem Prinzen Aldobrandini, ferner in Albano, wo sie die Villeggiatur des Octobers hielt. Sie war Liebhaberinn der Malerey, hatte Geschmack darin, doch ohne gründliche Kenntniß. Nach verschiedenen Jahren, da ihre Tochter an den Neffen des Pabstes verheiratet wurde, an den Duca di Nemi Braschi, wurde die Bekanntschaft immer größer. Sie war eine geborne Dame von Melini, und da keine männliche Erben in ihrer Familie waren, so brachte sie durch Vermächtniß die ganze mellinische Erbschaft in das Haus Falconieri. Sie war Besitzerinn der Villa Melini auf dem Monte Mario, wo die schönste Aussicht von Rom ist, und alle Fremden, die eine Idee von dieser Stadt behalten wollen, besuchen diesen Hügel. PH fiel es ein, die Aussicht von dort zu malen, weil sie ein Bild macht, und alle interessanten Monumente deutlich zu sehen sind, und sodann sie in Kupfer stechen zu lassen; welches auch geschah. Er bat sich die Erlaubniß von ihr aus, den September und October auf ihrer Villa zu wohnen, weil sie in der Zeit zu Frascati in ihrer Villa La Rufina, und im October die Villeggiatur in Alba-

no zubrachte. Mit Vergnügen ertheilte sie ihrem Agenten, der ein Caplan war und täglich die Messe in einer Capelle durch Stiftung ihrer Voreltern lesen mußte, Befehl, dem PH die ganze Villa nebst allem was er nöthig hätte, mit Ausschluß der Wäsche, die er sich verbat, zu übergeben.

Mit dieser Bequemlichkeit malte er in Gouache die Aussicht von Rom, und brachte seine Zeit vergnügt zu, indem Freunde und Fremde ihn besuchten. Der Caplan, der zugleich die Aufsicht über die Weinberge führte, war des Nachmittags immer betrunken, und der drolligste Mensch, den man sich denken kann. Außer daß es ihm an Bildung und Belesenheit fehlte, hatte er natürliche witzige Einfälle, die man bewundern mußte. — Georg Hackert stach das Bild in Kupfer, und Graf Frieß kaufte dasselbe für 150 Zechinen. Es ist noch in der Sammlung dieses Hauses in Wien.

Die Platte war fertig, und weil Signora Giulia Falconieri schon längst verlangt hatte, dieselbe möchte Pius dem Sechsten zugeeignet werden, theils weil der Pabst, noch als Prälat, öfters bey ihr gewesen und sogar in jüngern Jahren ein Verhält-

niß zu ihr gehabt haben soll, theils weil ihre Tochter an seinen Neffen, den Duca Braschi verheiratet war; auch ℞℞, der lange in Rom gelebt und viel mit der römischen Noblesse Umgang hatte, den römischen Styl sehr gut kannte: so ließ er durch seinen Freund, den Bali Antinori, anfragen, wenn es Sr. Heiligkeit gefällig wäre, die Gebrüder Hackert zu empfangen. Der Pabst war außerordentlich gnädig und höflich; er dankte beyden für den Nutzen, den sie im Staate gestiftet hätten. „Wir sind, sagte er, von allem genau unterrichtet, was Ihr für unsern Staat gethan habt. Ihr habt den Kupferstichhandel mit Auswärtigen eingeführt, wovon Niemand eine Idee hatte: Ihr habt in Fabriano die Papiermühle eingerichtet, wo jetzt besser Papier zur Kupferdruckerey gemacht wird als in Basel, und das Geld bleibt im Lande. Wollte Gott, meine Unterthanen hätten dieselbe Industrie, so würde der Staat glücklich seyn. Ihr zeichnet Euch besonders unter den fremden Künstlern aus. Andre suchen Geld zu ziehen, zwicken auf alle Weise die armen Römer und gehen davon; Ihr hingegen suchet, ohne Ansehn der Nation, zu helfen was Ihr könnt, und der jungen Künstler Copien bey Fremden anzubringen." — Er führte beyde Brüder

und zeigte ihnen neue Bilder, die er gekauft hatte, und schenkte einem Jeden drey goldne Medaillen.

Cardinal Pallavicini.

Dem Styl gemäß mußte dem Majordomo maggiore auch ein Exemplar gegeben werden; dieses war sein Neffe, jetzt Cardinal Braschi, der nahe am Pabst auf dem Vatican logirte; desgleichen dem Cardinal Secretario di Stato, welches Pallavicini war, den JH schon längst kannte. Der Cardinal empfing beyde Brüder und das Kupfer mit vieler Höflichkeit, setzte sich an das Camin und nöthigte alle zum Sitzen. Er hatte einen bigotten Benedictiner bey sich. Von dem Kupfer und der Kunst wurde wenig gesprochen. Da der Geistliche hörte, daß es zwey Preußen wären, fragte er den Cardinal: ob sie zur allein seligmachenden römisch-katholischen Religion gehörten. Der Cardinal sagte: „das ist eben zu bejammern, daß zwey solche brave Menschen ewig verdammt seyn müssen!" Beyde Brüder lächelten. Der Mönch fuhr fort, sie zu überzeugen, daß keine Seligkeit zu

hoffen wäre, wenn man nicht römisch-katholisch sey. Der Cardinal stimmte fleißig bey; die Gebrüder saßen still und hörten an. Endlich sagte der Cardinal: „Sie, als der älteste, sollten dem jüngern Bruder ein Exempel geben und sich zum wahren Glauben bekennen.“ Da konnte es LH nicht länger aushalten, stand auf, stellte sich vor Se Eminenz und sagte: „Eminenz! wir sind in einem Lande geboren und erzogen, wo vollkommene Gewissensfreyheit herrscht. Ein Jeder mag glauben, was er will; keiner bekümmert sich darum. Niemand wird fragen, zu welcher christlichen Secte er sich bekenne; wenn er als ein ehrlicher und guter Bürger lebt, so ist es genug. Ew. Eminenz können versichert seyn, daß ich nichts gegen die römische Religion habe; ich glaube, daß sie eben so gut ist als alle andre. Weil wir aber so erzogen sind, daß ein Mensch, der bey uns die Religion verändert, ein Abscheu ist und in der Gesellschaft kaum geduldet wird, sey es auch ein Jude oder Mohamedaner: so ist es unmöglich, daß ich in meinem Leben meine Religion ändre, weil die allgemeine Opinion aller wohldenkenden Menschen ist, daß kein braver Mann die Religion, in der er geboren und erzogen worden, verändert. Nehmen Ew. Eminenz die Meynung der Welt hinweg, so werde ich mor-

morgen katholisch." Da *H* dieses sehr spöttisch sagte, so fühlte der Cardinal den falschen Schritt, den er gethan hatte, bat sehr um Verzeihung, davon gesprochen zu haben und sagte: „ich habe es bloß aus gutem Herzen gethan, um Euch zu retten. Ich hoffe, daß Sie es nicht als eine Beleidigung ansehen werden." So wurde friedlich Abschied genommen. Einige Tage darauf kam ein Abbate, Don Gennaro Geraci, ein Freund von *H*, der alle Wochen ihn einigemal besuchte, ein Mann von natürlichem guten Verstand, der auch gelesen hatte: der Cardinal de Bernis nannte ihn nur den natürlichen Philosophen. Cardinal Pallavicini war unruhig über den falschen Schritt und fürchtete, der Pabst möchte es erfahren; daher, um die Sache wieder gut zu machen, gab er Don Gennaro Geraci diese Commission, weil er wußte, daß dieser ein Freund von beyden Brüdern war. Er versicherte zwar dem Cardinal, daß es unnöthig sey, denn er kenne beyde Brüder zu sehr, als daß sie das übel nehmen, noch weniger, daß sie davon sprechen würden; aber der Cardinal bestand darauf, er möchte ausdrücklich zu ihnen gehen, um Verzeihung bitten und versichern, daß der Cardinal es nicht böse gemeynt habe. Don Gennaro kam an; nachdem er guten Morgen geboten, sagte der

C—e.: „der Cardinal hat den ersten dummen Streich gemacht; um ihn wieder gut zu machen, begeht er den zweyten, der noch dümmer ist. Ich soll Euch um Verzeihung bitten, daß er mit Euch von Religionssachen gesprochen hat; er hat es aus gutem Herzen gethan. Er bittet, daß Ihr nie davon sprechen möget." Der schnurrige Abt, der dieses so recht auf gut Neapolitanisch sagte, machte beyde Brüder herzlich lachen. *PH* antwortete und bat, Sr Eminenz seinen Respect zu vermelden und zu versichern, daß er gar nicht mehr daran gedacht hätte und daß er nie davon sprechen würde. Welches er auch heilig gehalten hat, so lange der Cardinal lebte.

Einige Zeit darauf wollte *PH* den Hafen von Ancona und Civita Vecchia zeichnen, wozu die Erlaubniß des ersten Ministers gehört; er ging also zum Cardinal und bat ihn darum. Dieser war sehr höflich und sagte: „Machen Sie mir das Vergnügen und kommen gegen drey Uhr zu mir zur Tafel, so werden Sie die Erlaubniß bereit finden." Es geschah. Don Gennaro war auch eingeladen. Die Tafel war gesprächig und angenehm; an alles andre wurde nicht mehr gedacht. Endlich entschlief dieser Cardinal selig im Herrn. Spanien hatte ihn besonders dazu gestellt, damit sie machen konnten nach ihrem Gefallen.

Charles Gore. Henry Knight.

Philipp Hackerts großes Talent, die Naturgegenstände leicht, geschmackvoll und geistreich aufzufassen, bezauberte nun die Reisenden und regte sie zur Nachahmung auf. Der Künstler förderte und unterrichtete sie gern, wohl wissend, daß er sich keine Nebenbuhler, sondern Bewunderer heranzog. Besonders war er immer von Engländern umgeben, und der Trieb, die Natur zu schauen und nachzubilden, wuchs unter den Liebhabern mit jedem Jahre. In guter Gesellschaft wurden kleine Reisen im April, May und Juny vorgenommen. Den Sommer brachte man in Albano, manchmal in Castel Gandolfo zu, wo außer seinen nächsten Freunden, wohl empfohlene Fremde freyen Zutritt hatten. Besonders wurden die Abendstunden gut angewendet. Man versammlete sich um einen großen runden Tisch, und alles bediente sich um die Wette des Bleystifts und der Sepie.

Hier machte der Künstler eine Bekanntschaft, die

auf sein Leben und Glück großen Einfluß hatte. Es war die des Herrn Charles Gore und dessen liebenswürdiger Familie. Die älteste Tochter zeichnete und malte gar geschickt landschaftliche Gegenstände. Der Vater, der sich früher dem Schiffbau ergeben hatte, fand vorzügliche Lust am Zeichnen von Schiffen und Fahrzeugen aller Art, die er bey großer und genauer Kenntniß mit einer leichten Manier auf seine Seestücke zu vertheilen wußte. Mit ihm und einem andern Engländer Henry Knight vereinigte sich PH zu einer Reise nach Sicilien, auf gemeinschaftliche Kosten; welche sie denn auch im Frühling des Jahrs 1777 antraten.

Von dieser Reise können wir eine genauere Rechenschaft geben, indem das Tagebuch des Herrn Knight, eines sehr gebildeten Mannes, in englischer Sprache geschrieben, vor uns liegt, der, indem die beyden andern zeichneten, die Gegenden umher durchstrich und davon manche genaue Beschreibung lieferte, nicht weniger über sittliche, polizeyliche und andere Gegenstände bedeutende Betrachtungen anstellte.

Tagebuch
einer
Reise nach Sicilien
von
Henry Knight.

Abfahrt.

Den 3ten April 1777 hatten wir Rom verlassen und fuhren am 12ten von Neapel in einer Felucke von zwölf Rudern ab, um die Reise durch Sicilien zu machen und im Vorbeygehen Pästum und die Liparischen Inseln zu besuchen. Sobald man den neapolitanischen Hafen verlassen hat, öffnet sich die herrlichste Scene nach allen Seiten. Die Stadt erhebt sich stufenweise über das Gestade, indem der Berg Vesuv daneben raucht; Sorrent, Capri, Ischia, Procida beschäftigen das Auge bis zum Kap Misene, und bilden ein Amphitheater, bereichert mit Palästen, Gärten, Wäldern und Ruinen, eine solche Versammlung von Ge-

genständen, wie sie nie gesehen wird. Wir genossen diesen Anblick in der größten Vollkommenheit, indem das Wetter sehr schön und der Frühling in voller Blüthe war. Die unendliche Mannigfaltigkeit von Farben und Tinten wurde durch den Perlton, der Claude Lorrain's Gemälde so sehr auszeichnet und diesem köstlichen Clima ganz eigen ist, miteinander verbunden. Die Bay von Neapel hält ohngefähr 20 (englische) Meilen bis Capri, und je weiter wir nach der offnen See fuhren, schienen Farben und Formen in die Atmosphäre zu sinken, sie wurden nach und nach undeutlich, bis die Sonne zuletzt ihre Strahlen zurückzog und alles in Finsterniß hinterließ. Während der Nacht schliefen wir in der Felucke, und ehe die Sonne aufging, kamen wir zu einem kleinen Dorf, Agropoli genannt, 5 Meilen von Pästum. Wir nahmen sogleich Pferde, diese ehrwürdigen Denkmäler zu besuchen.

Pästum.

Den 13ten April.

Die erste Ansicht derselben ist äußerst überraschend. Drey Tempel, welche leidlich erhalten sind, stehen einer neben dem andern, in der Mitte eines reichen und schönen Thales, umgeben von romantischen Hügeln, welche mit blühenden Büschen und immergrünen Eichen bedeckt sind. Einer derselben ist der Mons Alburnus, und noch jetzt mit jenen Bäumen bewachsen, deren Virgil im dritten Buche seiner Georgica gedenkt:

Est lucos Silari circa ilicibusque virentem
Plurimus Alburnum volitans (cui nomen Asilo
Romanum est: oestron Graji vertêre vocantes.)

Er heißt nun Monte Postiglione und steht am Zusammenfluß des Silarus und Tanager, (jetzt Selo und Negro). Die Ufer des Silarus sind durchaus mit dichten Wäldern besetzt, die während des Sommers, durch die vorerwähnten Oestri oder Asili,

eine Art stechender Fliege, heimgesucht werden. Der Tanager ist ein unbedeutendes Wasser, das manchmal zur Sommerszeit austrocknet, daher Virgil von sicci ripa Tanagri spricht.

Die Architectur von Pästum ist die alte dorische, die Säulen kurz und cannelirt, mit breiten flachen Capitälen und ohne Basen. Sie sind aus einer Art poröser Steinmasse verfertigt, wie die vom Lago del Tartaro bey Tivoli (Travertin.) Ich glaube, die Säulen wurden cannelirt und vollendet, wenn sie schon aufgerichtet waren: denn wir fanden in Sicilien Tempel, an denen einige Säulen cannelirt waren und andere nicht. Die Steine sind vortrefflich gearbeitet und mit der größten Genauigkeit zusammengesetzt, und zwar auf die Weise wie die trefflichsten Werke des Alterthums, ohne Bindungsmittel. Die Farbe ist ein weißliches Gelb, das hie und da ins Graublaue spielt. Die Witterung hat den Stein angegriffen; er ist mit Moos und Kräutern bewachsen, und nicht von Rauch geschwärzt, noch durch neuen Anbau entstellt, wie die Ruinen zu Rom. Daher die Tinten sehr harmonisch, angenehm und malerisch ins Auge fallen.

Betrachtet man die Theile dieser Tempel in der Nähe, so erscheinen sie roh, massiv und schwer; aber in der gehörigen Entfernung gesehen, ist die allgemeine Wirkung groß, einfach, ja zierlich. Das Rohe erscheint dann als eine künstliche Nachlässigkeit und das Schwerfällige verwandelt sich in eine gerechte und edle Festigkeit.

Außer den drey Tempeln sind noch die Grundmauern eines kleinen Theaters und bedeutende Ueberbleibsel der Stadtmauern zu sehen. Innerhalb derselben ist der ganze Raum mit zerbrochnen Säulen und andern Fragmenten zerstörter Gebäude bedeckt, woraus wir die ehemalige Herrlichkeit dieser alten Stadt abnehmen können. Besonders merkwürdig sind die Ruinen eines kleinen Tempels von wunderbarer Art. Er stand zwischen dem großen Tempel, den einige für eine Basilica halten wollen, und dem Amphitheater, und war im Ganzen von der gewöhnlichen dorischen Form; nur sind die Säulen nach corinthischer Ordnung cannelirt, d. h. zwischen den Vertiefungen abgeflächt. Auch sind die Capitäle von derselben Ordnung, nur sehr roh und einfach. Das Gesims ist dorisch, aber von mehr Gliedern als bey den übrigen Gebäuden von Pästum. Zwischen den Triglyphen sind

Basreliefe, deren Zeichnung sehr rein und zierlich gewesen zu seyn scheint; aber sie sind so zerfressen und verstümmelt, daß man nicht über die Ausführung urtheilen kann.

Nun ist die Frage: ob dieser Tempel gebaut worden, ehe die corinthische Ordnung zu ihrer Vollkommenheit gelangt, oder nachdem sie schon wieder im Abnehmen gewesen. Ich bin aus mancherley Ursachen geneigt, das erste zu glauben: denn die corinthische Ordnung zeigt sich an keinem Monumente vor den Zeiten Augusts vollkommen, und scheint erst zu den Zeiten der Antonine in Abnahme zu gerathen. Was die Erzählung betrifft, gedachtes Capitäl sey durch einen corinthischen Architecten erfunden worden, indem er eine Akanthstaude gesehen, die um einen Blumenkorb her gewachsen; so verdient sie wenig Aufmerksamkeit. Die ersten Anfänge der corinthischen Ordnung findet man unter den Ruinen von Theben und Persepolis. Sie wurden wahrscheinlich, um die Zeit Alexanders des Großen, nach Europa gebracht; aber die stolzen Griechen wollten sich nicht als Nachahmer in irgend einer Sache bekennen. — Die Stadt Pästum muß lange in einem Zustand von Verfall gewesen seyn, ehe die corinthische Ordnung zu ihrer

Vollkommenheit, geschweige denn zu ihrem Verderbniß gelangte: denn Strabo gedenkt, daß der Ort schon verlassen und ungesund zu seiner Zeit gewesen sey, und die Geschichtschreiber der römischen Kriege in Italien nennen ihn niemals als einen Platz von einiger Bedeutung. Ferner sind die Gebäude der spätern römischen Zeiten, als die Architectur schon verdorben war, in einem ganz verschiedenen Styl von dem obgedachten; auch bedienten sich die Römer, als Herren der Welt, denen die reichen Steinbrüche von Africa, Griechenland und Sicilien zu Gebote standen, keiner so geringen Materialien; da hingegen die griechischen Republiken, auf einen engen Raum eingeschränkt, sich genöthigt sahen, das Material anzuwenden, das ihr eigener Boden lieferte.

Die genaue Zeit vom Aufsteigen und Fallen Pästums ist nicht bekannt, obgleich beydes früh genug mag gewesen seyn. Die Ueberbleibsel dieser Stadt sind ihre Erhaltung der bösen Luft schuldig: denn wäre der Platz bewohnbar gewesen, so hätten sie das Schicksal der meisten griechischen und römischen Werke gehabt; man hätte sie niedergerissen und die Materialien zu neuen Gebäuden angewendet. Diese tödliche Luft wird durch einen salzigen Strom erzeugt,

der von den Bergen herabfließt und hinter den Mauern stockt, wo er durch Sinterung die Steinart hervorbringt, wovon die Stadt gebaut war. Diese Steinwerdung geschieht außerordentlich schnell, so daß einige geglaubt haben, man habe sich gewisser Formen bedient, und in denselben die Säulen durch Incrustation hervorgebracht, indem diese Rohr und Binsen, welche durch das Wasser versteinert worden, enthalten; ich glaube aber nicht, daß diese Meynung Grund habe. Die Stadt war viereckt, wie man an den Mauern sieht, welche sonst scheinen an der See gestanden zu haben, ob sie gleich gegenwärtig, durch die Wirkung des versteinernden Stroms, 500 Yards davon entfernt sind. Der neue Grund läßt sich recht gut von dem alten unterscheiden, indem er durchaus entweder Versteinerung oder Sumpf ist, anstatt daß der alte Boden, innerhalb der Mauern und zwischen ihnen und den Bergen, trocken und fruchtbar erscheint, der pästanischen Rosengärten nicht unwerth, von welchen die römischen Poeten so viel zu erzählen wissen.

Porto Palinuro.

Den 15ten April.

Nachdem wir einen Tag unter diesen edlen Ueberbleibseln griechischen Geschmacks und Herrlichkeit zugebracht, kehrten wir zu unsrer Felucke zurück und fuhren während der Nacht am Cap Palinuro hin, das noch den Namen von Aeneas Steuermann behalten, welcher, wie Virgil meldet, hier umkam. Als sich aber ein widriger Wind erhob, mußten wir einen kleinen Hafen, gleiches Namens, aufsuchen, der von Süden her durch das Vorgebirg und von Norden durch das Land gedeckt wird. Die Gegend umher ist sehr schön, die Thäler reich und fruchtbar, die Hügel mit immergrünen Eichen, Oliven und blühenden Büschen bedeckt, wozwischen sich Weideplätze hinziehen. In der Ferne erstreckt sich die weite Kette der beschneiten Apenninen, welche die Aussicht auf eine edle Weise begränzen. Acht Tage wurden wir in diesem kleinen Hafen, durch üble Witterung und die Feigheit napolitanischer Seeleute, aufgehalten, und wir bedauerten sehr, Pästum verlassen zu haben, wo

wir die Zeit so angenehm unter den Ruinen hätten zubringen können. Doch um sie so gut als möglich anzuwenden, schweiften wir an der Küste umher, zogen unsere Felucke auf das Land und machten daraus eine Wohnung so gut es gehen wollte. Eine Felsenhöhle diente uns zur Küche, und wären wir nicht so ungeduldig gewesen, Sicilien zu erreichen; so hätten wir unsre Zeit ganz angenehm zubringen können, nunc veterum libris, nunc somno et inertibus horis.

Bey unserm Herumschweifen an der Küste fanden wir eine Höhle von besondrer Beschaffenheit. Sie ist aus einer Art geringen Marmors gebildet, der mit demselben versteinerten Kies, den man an andern Stellen des Ufers findet, untermischt, anstatt Seemuscheln, Menschenknochen enthält, die in kleine Stücke zerbrochen und mit dem Kies zu einer festen Masse versteinert sind, welche zwischen den Marmorbänken in Schichten von 1—3 Fuß Stärke lieget. Diese Schichten dehnen sich etwa auf 60 Fuß aus, scheinen aber tief in den Berg zu gehen, der von beträchtlicher Höhe ist. Ich fand einen ähnlichen Felsen zu Nemezzo auf dem Comersee; nur daß dort die Knochen einen größern Antheil bildeten und, anstatt

zwischen Marmorbänken zu liegen, in dem ganzen Felsen gleich vertheilt waren. Ich habe gehört, daß die Insel Osero, im adriatischen Meere, ganz in derselben Weise aufgeschichtet ist, wie denn derselbe Fall auch in verschiedenen Gegenden Dalmatiens vorkommt. Einige Vermuthung, wie diese Knochen hieher gekommen seyn mögen, zu äußern, würde unnütz seyn, indem die Ursachen der großen Veränderungen, welche dieser Erdball offenbar erlitten hat, von unsrer Fassungskraft allzuweit entfernt sind. Wir können nur so viel schließen, daß die mit Bewegung begabte Materie, regiert durch Gesetze physischer Nothwendigkeit, während des Laufs einer unendlichen Zeit, alle mögliche Arten von Veränderung durchgegangen ist. In diesem unendlichen Wechsel muß sie eben so gut in Unordnung als in Ordnung gewesen seyn; welche immer wechselsweise auseinander entspringen.

Stromboli.

Den 23ten April.

Wir verließen Porto Palinuro den 22sten um 2 Uhr in der Nacht; aber da das Wetter sehr still war, so erreichten wir Stromboli nicht eher als am Abend des andern Tages. Wir waren noch 30 Meilen von derselben entfernt, als uns schon der beschneite Gipfel des Aetna erschien, an welchem der Dampf herunter rollte. Die untern Regionen des Bergs, obgleich über dem Horizont, wurden nachher unsichtbar, wegen der Dichtheit der untern Atmosphäre. Man sagte mir, daß man ihn öfters vom Vorgebirg Palinuro sehen könne, welches bey unserm Aufenthalt nicht eintraf, indem die Luft niemals heiter genug war.

Die Insel Stromboli ist ein conischer Berg, der aus der See aufsteigt und ganz aus vulcanischer Materie besteht. Der Rauch kommt gegenwärtig aus der Nordwest-Seite hervor, nahe am Gipfel, welcher unfruchtbar aus loser Asche besteht. Der übrige Theil

des Berges ist reichlich bebaut und mit Wein bepflanzt, welcher sehr geschätzt wird. Bey Nacht sah man das Feuer des Craters, aber unbedeutend, weil das Wetter sehr schön war. Wenn es regnet, oder Südwinde wehen, entsteht gewöhnlich ein kleiner Ausbruch; das Getöse aber dauert zu allen Zeiten fort, sehr stark und einem Donner gleich. Wir hätten gern den Berg erstiegen und den Crater untersucht; doch hinderte uns daran eine Verordnung des Königs von Neapel, welche verbietet mit den Einwohnern Gemeinschaft zu pflegen, bey Strafe, in den übrigen königlichen Staaten, Quarantäne zu halten. Da dieß nun eine Ceremonie war, die wir zu beobachten keine Lust fühlten; so segelten wir noch die Nacht auf Lipari zu und kamen Morgens früh daselbst an.

Lipari.

Den 24ten April.

Die Stadt ist in dem Grunde einer engen Bay gelegen, auf einem Lavafelsen, der in die See hervortritt, dessen schöne Massen mit Gebüsch reichlich

umhangen sind. In einiger Entfernung angesehen, erscheint die Stadt sehr gefällig und malerisch, mit einer kleinen Ebene umringt, die mit Häusern und Gärten bedeckt ist, worauf denn bald die Gebirge sich erheben, die ehemals Vulcane waren, gegenwärtig aber in reiche Weingärten verwandelt sind, in welchen man Feigen- und Maulbeerbäume zerstreut sieht. Die Häuser sind alle weiß abgetüncht, mit ganz flachen Dächern, und bilden, indem eins hinter dem andern hervorsteigt, manche sehr malerische Gruppen; doch wenn man in die Stadt kommt, verwandelt sich die Ansicht, alles ist Unflath und Elend.

Indessen meine Gefährten zeichneten, bestieg ich den höchsten Gipfel der Insel. Nachdem ich beynahe eine Stunde zwischen den Weinbergen hinaufgegangen war, kam ich an unfruchtbare verbrannte Felsen, die ich mit Mühe und Schwierigkeit hinanklimmte, und nun nichts weiter als wüste Zerstörung erwartete; aber wie sehr war ich erstaunt, als ich auf den Gipfel kam, indem ich unter mir, zwischen senkrechten Felsen, ein schönes natürliches Amphitheater von etwa 300 Yards im Durchmesser erblickte, dessen Boden mit Weinreben bepflanzt und hie und da mit einem einsamen Wohnhaus geziert war. Dieses war sonst

der Crater des Vulcans, und da das Ganze mit porösen Felsen umgeben ist, so bleibt der Boden trocken und fruchtbar, obgleich die Wasser keinen sichtbaren Abzug haben.

Von dem höchsten Puncte dieser Felsen sieht man die sämmtlichen Liparischen Inseln, so wie die Küsten von Sicilien und Calabrien. Unmittelbar unter dem Beschauer liegt die Insel Volcano, eine unfruchtbare Anhäufung von Asche, die kaum irgend ein Moos hervorbringt. Es scheint daher, daß diese Insel später entstanden ist als die andern, welche aus derselben Materie bestehen; doch die Zeit hat Asche und Lava mürbe gemacht und in einen Boden verwandelt, der obgleich trocken, dennoch fruchtbar ist und dem Weinbau ganz besonders günstig.

Fazello nimmt an, es sey diese Insel zwischen dem zweyten und dritten punischen Krieg entstanden, unter dem Consulat des Labeo und Marcellus. Doch rührt dieß von einer mißverstandnen Stelle des Orosius her, welcher auf Volcanello anspielt. Volcano hingegen wird schon vom Thucydides erwähnt, als seiner Zeit angehörig, und gleichfalls vom Aristoteles, der einer großen Eruption dieser

Insel gedenkt, welche manche Städte Italiens mit Asche bedeckt habe. Ehemals hieß sie Thermissa und Hiera, und die Poeten setzten dahin die Schmiede des Vulcan. Strabo sagt, sie habe zu seiner Zeit an drey Orten gebrannt; gegenwärtig brennt sie nur an einem, und zwar sehr wenig. In dem Laufe von einigen tausend Jahren mag sie, bey der langsamen Verwitterung vulcanischer Materien, wohl so wie die übrigen fruchtbar werden: denn diese müssen sich seit Cicero's Zeit sehr gebessert haben, der den Boden derselben miserum et jejunum nennt. Stromboli und Volcano sind die einzigen, die noch heut zu Tage brennen. Lipari ist seit den Zeiten des Strabo erloschen; die warmen Bäder daselbst aber sind noch immer, ihrer Heilkraft wegen, sehr berühmt. Sowohl hier als auf Volcano findet sich ein schwarzes Glas in großer Menge, welches die Naturforscher Isländischen Achat nennen.

Die große Wirkung, welche die Wetterveränderungen auf die Feuer dieser Inseln haben, macht es den Schiffern, die damit bekannt sind, möglich, die Gefahren der Winde mit großer Gewißheit vorauszusagen; daher denn wohl die Poeten von der Höhle des Aeolus mögen gefabelt haben. Stromboli, als

die größte und den Winden am meisten ausgesetzte Höhe, ward für den eigentlichen Wohnsitz des Gottes angenommen: celsa sedet Aeolus arce. Auch kennt Virgil das beständige Getös dieses Berges und schreibt es den rasenden Winden zu, welche darin eingekerkert sind:

Illi indignantes, magno cum murmure montis,
Circum claustra fremunt.

Valerius Flaccus (Argon. I, 575.) giebt noch eine genauere Beschreibung:

Aequore Trinacrio, refugique a parte Pelori
Stat rupes horrenda fretis; quot in aethera surgit
Molibus, infernas totiens demissa sub undas,
Nec scopulos, aut antra minor juxta altera tellus
Cernitur.

Einige Geographen und Antiquare haben behauptet, Virgil, indem er bey einer andern Gelegenheit der Insel Lipari den Beynamen der Aeolischen giebt, habe die Höhle des Aeolus dahin gesetzt; aber Plinius und Strabo sprechen deutlich genug das Gegentheil aus, und die Stelle selbst zeigt hinlänglich

des Dichters Meynung. Die Beschreibung des Flaccus ist noch genauer, indem Stromboli, gerade wie er es beschreibt, von allen andern Inseln getrennt ist, Lipari hingegen umringt von ihnen. Uebrigens waren sie alle dem Aeolus heilig, und der Beyname Aeolia wird gelegentlich einer wie der andern beygelegt. Die griechischen und römischen Schriftsteller zählten nur sieben dieser Inseln; gegenwärtig aber sind ihrer zehn. Entweder sind nun die drey kleinen Felsen, welche die Ueberzahl machen, in späterer Zeit, durch die unterirdischen Feuer emporgehoben worden, oder man hielt sie nicht für merkwürdig genug, sie mitzurechnen. Nachdem wir nun den Tag auf Lipari zugebracht hatten, schliefen wir auf unserer Felucke und segelten kurz nach Mitternacht ab.

Milazzo.

Den 25ten April.

Milazzo, vor Alters Mylä, erreichten wir in weniger als vier Stunden. Diese Stadt, welche nichts Merkwürdiges enthält, liegt auf dem Rücken eines

Vorgebirges an dem Ende einer weiten Ebene, welche durch die montetorischen Berge, sonst die Heräischen genannt, und berühmt wegen ihrer Anmuth und Fruchtbarkeit, begränzt wird. Die Citadelle steht auf einem hohen Felsen, der die Stadt beherrscht, und scheint ehemals ein Platz von bedeutender Festigkeit gewesen zu seyn.

Tindaro.

Den 26ten April.

Indem wir nun, an der Küste hin, den Weg nach Palermo nahmen; so fanden wir, ohngefähr 20 Meilen von unserm Nachtquartier, einen Ort Santa Maria di Tindaro genannt, wo man noch einige Ueberbleibsel der alten Stadt Tyndaris antrifft. Sie scheint durch ein Erdbeben untergegangen zu seyn, und ein großer Theil des Hügels, auf dem sie stand, ist wahrscheinlich in die See gefallen. Gedachte Reste sind die Grundmauern eines Theaters und Tempels, beyde wahrscheinlich aus römischer Zeit. Ein Baron Della Scuda hatte vom König von Neapel die

Erlaubniß erhalten, hier nach Alterthümern zu graben, und man sagte uns, er habe manche Sachen von Werth gefunden. Wollte man diese Nachgrabungen fortsetzen, so würde man wahrscheinlich noch manches finden, da diese Stadt immer mit den Römern in Verbindung und gutem Vernehmen blieb, auch die Tugend und Unerschrockenheit eines ihrer Bürger sie vor der Raubsucht des Verres bewahrte, welcher die meisten andern Städte Siciliens plünderte. Hinter Tindaro kamen wir in die Gebirge, und ohngefähr 5 Meilen weiter, gelangten wir wieder an die See, wo wir einen kleinen Thunfang antrafen, nicht weit von der Stadt Patti. Wir waren genöthigt die Nacht hier zu bleiben, wegen eines lächerlichen Abenteuers, das uns begegnete. Denn, indem der Maulthiertreiber seine Thiere fütterte, unterhielten sich meine Reisegefährten mit Zeichnen, wozu sie keine besondre Erlaubniß nöthig zu haben glaubten, weil nichts in der Nähe war, das einer Festung ähnlich gesehen hätte; aber bald wurden wir durch eine Vorladung des Stadtrichters von Patti überrascht, welcher sich selbst mit dem Titel eines Gouverneurs beehrte. Er befahl uns sämmtlich vor ihm zu erscheinen und auf die Anklage zu antworten, daß wir einen Wachtthurm an der Küste abgezeichnet hätten,

den er eine Festung nannte. Nachdem Herr Hackert, als der Hauptverbrecher, seine Zeichnung geendigt hatte, ging derselbe und fand den Stadtrichter von Advocaten umgeben, welche eine Klage auf mehreren Bogen aufgesetzt hatten. Er sagte ihm, wir wären nur Dilettanten, welche bloß zu ihrem Vergnügen reisten, und wenn er irgend etwas von einer Festung wäre ansichtig geworden, so würde er gewiß nicht, ohne Erlaubniß, zu zeichnen gewagt haben. Er sey aber so entfernt gewesen, jenen Thurm für etwas dergleichen zu halten, daß er vielmehr geglaubt habe, es sey ein Töpferofen, indem die Einwohner umher sich hauptsächlich mit Verfertigung von Töpferwaare beschäftigten. Der Stadtrichter war über diese Antwort höchst unzufrieden, und die Advocaten behaupteten, es sey unmöglich, daß wir ohne besondre Absicht eine so weite Reise gemacht hätten, und drangen daher einstimmig darauf, man solle uns festhalten. Nun brachte Herr Hackert einige Briefe aus der Tasche, und ersuchte die Herren, sie durchzulesen, und da dieses Empfehlungsschreiben an den Vice-König und mehrere der vornehmsten Herren der Insel waren; so ging der ganze Proceß auseinander, und man entließ ihn mit vielen Entschuldigungen, daß man ihm beschwerlich gewesen sey. Nun ging die

Reise weiter, bald am Ufer, bald zwischen den Bergen hin, auf den schlimmsten Wegen, die ich jemals bereist habe; aber der Reichthum und die Schönheit der Gegend entschädigten uns genugsam für jede Unbequemlichkeit dieser Art. Wir fanden die Heräischen Berge wohl jenes Lobes werth, das ihnen Diodorus (B. IV. Kap. 84.) gegeben. An mehreren Orten sind sie in die schönsten romantischen Formen gebrochen und die Abhänge mit Oliven- und Eichenhainen bedeckt, die Gipfel mit Städten und Dörfern geziert. Anderwärts erheben sich ungeheuere Terrassen eine über die andere empor, einige bebaut und bepflanzt mit Weinstöcken, Feigen- und Maulbeerbäumen, andre mit Büschen behangen, die wir in England in unsern Glashäusern mit so viel Sorgfalt und Mühe aufziehen. Diese blühen alle hier in der wilden Ueppigkeit der Natur und umkleiden die rauhen Felsen mit ewigem Grün. Auch findet sich in diesen Bergen mannigfaltiger schöner Marmor, worunter ich eine Art von rothem Porphyr bemerkte, geringer und weniger fest als der antike; wahrscheinlich aber, wenn man hier Steinbrüche eröffnete, würde er sich in der Tiefe des Felsens von besserer Eigenschaft finden, indem die Stücke, die ich sah, nur von der Oberfläche

sich losgelöst hatten und durch Wind und Wetter viel mochten gelitten haben.

Aqua Dolce.

Zu Nacht blieben wir in Aqua Dolce, einem kleinen Ort, der seinen Namen von einer süßen Quelle führt, welche in der See, ungefähr eine halbe Meile von dem Ufer, entspringt. Der Ort ernährt sich von dieser Quelle, indem sich die Fische beständig nach ihr hinziehn. Die Einwohner haben sich zu einer Gemeinschaft verbunden; jeder Fang wird getheilt. Unmittelbar über Aqua Dolce erhebt sich ein hoher Berg, auf dessen Gipfel die alte Stadt Aluntium lag, wovon jedoch nichts mehr übrig ist. An dem Fuße des Berges, gegen die See zu, ist eine weite Höhle, welche aus denselben Materien besteht, wie die oben beym Cap Palinuro erwähnte, ausgenommen, daß man die Knochen und den Kies noch mit Seemuscheln und Tuffsand vermischt findet. So sind auch die Knochenversteinerungen in größerer Menge vorhanden, und finden sich, wie mir die

Landleute sagten, auch in andern Theilen des Gebirges. Wir gingen in die Höhle ohngefähr 100 Yards hinein, wo sie so wild und eng wurde, daß wir nicht weiter vorwärts konnten; aber unser Führer versicherte, er habe eine Katze hineingejagt, welche endlich aus einer Höhle an der andern Seite des Gebirgs, in einer Entfernung von drey Meilen, wieder hervorgekommen. Dann kamen wir in der Nähe der Festung Tusa nach Lusinali, einem elenden Wirthshause, wo wir genöthigt waren, die Nacht zuzubringen.

Cefalu.

Den andern Tag speisten wir in Cefalu, ehemals Cephaloedis genannt, und schliefen zu Termini, ehmals Thermae Himerenses. Fazello, der unter Carl V. schrieb, spricht von Ruinen, die noch zu seiner Zeit von Alaesa und Cephaloedis sollen vorhanden gewesen seyn; allein ich konnte nichts davon sehen, noch auch vernehmen. Die letztere ist nun eine ansehnliche Stadt, auf der Spitze eines Vorgebirgs gelegen, un-

ter einem hohen steilen Berge, auf dessen Gipfel die Citadelle sich befindet, die, wenn sie befestigt wäre, nicht wohl einzunehmen seyn würde.

T e r m i n i.

Die Bäder von Termini werden noch immer sehr gebraucht; aber es giebt keine Reste mehr, weder von Himera noch von dem alten Thermae. Die heilsamen Wirkungen dieser Bäder werden dem heiligen Calogero zugeschrieben, welcher ein Arzt war und den guten Verstand hatte, sich für einen Heiligen anstatt für einen Zauberer halten zu lassen. Die Alten, welche die Wunder nur etwas weniger liebten als die Neuern, aber viel geistreicher waren im Erfinden derselben, dichteten, daß die Nymphen diese Bäder eröffnet, auf Antrieb der Minerva, um den Hercules auf seinem Zug durch Sicilien zu erquicken (Diodor. B. IV. Kap. 23.). Himera stand auf der andern Seite des Flusses gleiches Namens, eine halbe Meile von Termini. Thucydides gedenkt ihrer unter den vorzüglichsten Städten Siciliens; als es aber durch

die Carthager, 400 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung, eingenommen wurde, so befahl Hannibal, sie völlig zu zerstören, um den Tod seines Großvaters zu rächen, der hier geschlagen und getödtet ward, durch die vereinigten Heere von Syracus, Agrigent und Himera. Nach dem Untergang Carthago's, versammelte Scipio die zerstreuten überbliebenen Himeräer zu Thermae, und gab ihnen die Statuen und andere solche Schätze, welche die Carthager früher hinweggeführt hatten, zurück. Unter diesen waren zwey köstliche Kunstwerke von Erz, deren Cicero in der Reihe der von Verres entführten gedenkt. Das eine stellte den aus dieser Stadt gebürtigen Poeten Stesichorus vor; das andere, ein allegorisches Bildniß der Stadt selbst.

La Bagaria.

Von Termini nach Palermo sind 24 Meilen. Ohngefähr halben Wegs kamen wir zu einem Lustschloß La Bagaria genannt, vor kurzem durch einen Prinzen Palagonia erbaut. Es ist von der selt-

samsten Bauart, die ich jemals sah, und sowohl inn- als auswendig mit den ungereimtesten Figuren bedeckt, die man nur erdenken kann. Die Gärten sind in derselben Art, und es möchte wohl schwer seyn, sich die Vorstellung von einem Ungeheuer zu machen, das man hier nicht fände. Der größte Theil ist aus einer rauhen Steinart gehauen, einige sind von Gips, andre von Marmor. Es sind deren viele Hunderte, und sie würden sich immer vermehren, wenn nicht des Fürsten Verwandte die Regierung vermocht hätten, sein Vermögen unter Obsorge zu nehmen, damit er sich nicht völlig durch diese absurde Liebhaberey zu Grunde richte.

Palermo.

Den 1ten May.

Die Lage von Palermo ist sehr schön, in einem engen, aber fruchtbaren Thale, umgeben von steilen Gebirgen. Die Straßen sind regelmäßig und rein, und der Ort im Ganzen reich und wohlbewohnt; aber die Architectur ist außerordentlich schlecht. Der Ge-

schmack des Prinzen Palagonia scheint in der ganzen Stadt zu herrschen. Wir fanden die Leute, während der kurzen Zeit unsers hiesigen Aufenthalts, außerordentlich höflich; sie affectiren nicht jene ungelenke Großheit, welche der römische und neapolitanische Adel annimmt; sondern sie scheinen mehr an die wahren Freuden des Lebens zu denken. Fremde sind gewiß, hier eine aufmerksame Höflichkeit zu finden, und zwar auf die gefälligste Weise. Denn die Lebensart der Einwohner ist bequem und höflich. Sie haben ihre Conversationen oder Assembléen wie die übrigen Italiäner, aber viel angenehmer, indem die Weiber nicht alle mit einem Cavaliere Servente gepaart sind. Eine solche Gesellschaft findet sich im Palast des Vice-Königs alle Abende, außer Donnerstags und Freytags, wo man nur seine nächsten Bekannten annimmt. Ehe sie die Assembléen besuchen, fahren sie auf dem Kay hin und wieder, wie die Römer im Corso. Während des Sommers wird der ganze Abend auf diese Weise zugebracht. Man findet Musik, Erfrischungen u. s. w. Die Damen haben in der letzten Zeit eine ganz sonderbare Gewohnheit beliebt, daß nämlich alle Fackeln ausgelöscht werden, ehe die Wagen vor die Stadt kommen, wahrscheinlich, um unangenehmen Entdeckungen vorzubeugen. Sollten die Männer hier so

wunderlich seyn, von ihren Frauen eine strenge Treue zu erwarten, so würden sie sich wahrscheinlich öfters betrügen: denn das Blut der Sicilianerinnen ist zu warm, als daß sie der Gelegenheit widerstehen sollten, welche hier niemals ausgeht. Die Frauen sind überhaupt lebhaft und angenehm, aber im Ganzen fehlen ihnen jene Vollkommenheiten, wodurch die Engländerinnen so liebenswürdig sind. Sie heiraten sehr jung, und diejenigen, welche nicht nöthig haben, sich den brennenden Sonnenstrahlen auszusetzen, sind schön genug. Ihre Manieren sind nicht äußerst fein, aber bequem und natürlich, und nicht durch die thörige Nachahmung der Franzosen verderbt, wodurch die Italiäner von Stande so lächerlich werden, und wovon unsre eignen Landsleute nicht völlig frey sind.

Während des Maymonats haben sie eine Messe auf der Piazza del Domo, der einen sonderbaren Anblick gewährt. Der Platz ist erleuchtet und mit Buden umgeben, worin man Spielsachen und andre Kleinigkeiten ausbietet. In der Mitte findet sich eine Lotterie. Mit Sonnenuntergang fängt der Markt an und dauert bis Mitternacht. Die ganze Stadt versammlet sich hier, und es herrscht die vollkommenste Gleichheit. Prinzen und Handwerker, Prinzessinnen

und Galanteriehändler stehen auf gleichen Fuß und mischen sich ohne Unterschied im Gedränge. Man kann sich wohl vorstellen, daß eine so treffliche Gelegenheit zu aller Art Vergnügungen, bey einem so lebhaften Volk wie die Sicilianer sind, nicht werde versäumt werden.

Bemerkenswerthe Gegenstände giebt es nicht viel in Palermo. Der Hafen im Westen der Stadt enthält nichts Bedeutendes. Unmittelbar daran stößt der Berg Eryx, jetzt Monte Pelegrino genannt, und berühmt wegen der Kirche der heiligen Rosalia, der Schutzpatroninn von Palermo. Der angebliche Körper derselben ward in einer Höhle unter dem Gipfel des Berges gefunden, wo gegenwärtig die Kirche steht.

In dem Collegium, welches sonst den Jesuiten gehörte, findet sich eine hübsche Sammlung hetrurischer Gefäße, einige Fossilien, eine gute Büste des Plato und eine des Tiberius. Die geschnittnen Steine und Münzen, deren hier eine ansehnliche Sammlung soll gewesen seyn, sind von den Vätern, vor ihrer Aufhebung, hinweggeschafft worden.

Des Vice-Königs Palast ist ein altes unregelmä-

ßiges Gebäude, aufgeführt zu verschiedenen Zeiten. Die Capelle scheint unter den griechischen Kaisern erbaut: denn sie ist inn- und auswendig mit einer barbarischen Mosaik bekleidet, gleich jenen Kirchen in Rom, welche sich von diesen Fürsten herschreiben. In der Galerie befinden sich die Bildnisse aller Könige von Sicilien, seit Roger dem Ersten, vom Normannischen Geschlecht. So findet man daselbst auch zwey Widder von Erz, liegend vorgestellt; man hat sie von Syracus hieher gebracht; sie sind etwas über Lebensgröße, und vortrefflich gearbeitet. Es ist zum Erstaunen, welch ein Ansehen von Würde und Größe der Künstler einem so geringen Thier gegeben hat, ohne von einer genauen Naturnachahmung abzuweichen. Sie sind mit jener kühnen Meisterschaft ausgeführt, die den besten Zeiten Griechenlands eigen ist. Auch in der Wendung der Hörner liegt Anmuth und Zierlichkeit, und die Wolle, scheinbar vernachlässigt, hat alle Weichheit und Leichtigkeit der Natur. Ueberhaupt sind diese Erzbilder den besten andern Kunstwerken, welche ich in Rom, Portici oder Florenz gesehen habe, gleich zu setzen und unter die wenigen ächten Werke zu rechnen, welche von den besten griechischen Künstlern übrig geblieben. Sie haben beyde einerley Stellung, nur nach einer andern Seite gewendet;

doch ist der eine viel vortrefflicher als der andre. Fazello sagt, Georgius Maniaces, General des Kaisers Constantin Monomachus, habe sie auf die Thore der Festung Ortygia gesetzt, und man vermuthe, sie seyen von Constantinopel gekommen; ich aber sollte vielmehr glauben, daß man sie als Reste des alten Syracusanischen Geschmackes und der Herrlichkeit dieser berühmten Stadt anzusehen habe.

Montreale.

Den 5ten May.

Wir verließen Palermo, um nach Alcamo zu gehen, welches ohngefähr dreyßig Meilen entfernt ist. Bis Montreal ist die Straße sehr prächtig auf Kosten des letzten Erzbischofs erbaut, der seine ungeheuren Einkünfte auf eine Weise verwendete, welche von seinen Mitbrüdern sehr gelobt und wenig nachgeahmt wird. Denn anstatt sie in Gepränge zur Schau zu tragen, oder sie für unwürdige Verwandte aufzusammeln, lebte er mit der Einfalt eines Eremiten und verwendete seinen Reichthum zu Werken wahrer

Milde, nicht indem er Müssiggang und Betteley aufmunterte, sondern den fleißigen Armen in Thätigkeit setzte und Werke zu öffentlicher Zierde und Nutzen hervorbrachte.

Die Stadt Montreale ist klein, aber auf einen schönen Felsen gebaut, der das Thal und die Stadt Palermo beherrscht. Die Stadtkirche scheint aus den Zeiten der griechischen Kaiser zu seyn: denn sie ist auch mit jener barbarischen Mosaik verziert. Darin steht eine Anzahl von prächtigen Porphyrsäulen in einem halbgothischen Styl vollendet, und ein prächtiger Sarkophag von derselben Steinart. Dieser enthält den Körper Wilhelms des Ersten, Königs von Sicilien. Dieser Porphyr kommt an Güte dem ganz gleich, den man in Rom findet, und scheint zu beweisen, daß die Römer einen großen Theil dessen, den sie verbraucht, aus Sicilien zogen, ob man gleich annimmt, er sey sämmtlich aus Africa gekommen. Die Form und Bearbeitung dieser Säulen jedoch zeigt, daß sie gefertigt worden, nachdem die Saracenen diesen Theil des römischen Reichs an sich gerissen, und der Tod des Königs Wilhelm fällt auf 1100, in ein so barbarisches Zeitalter, daß alle auswärtigen Handels-Verbindungen darin aufhörten.

Aegesta.

Den 6ten May.

Zu Alcamo kehrten wir im Schlosse ein und machten uns Morgens auf, die Ruinen von Aegesta oder Segesta zu sehen, welche acht Meilen entfernt liegen. Nähert man sich, so erstaunt man über den Anblick eines edlen Tempels, welcher allein auf einem kleinen Hügel steht und von hohen Bergen umgeben ist. Er hat sechs Säulen in der Fronte und vierzehn in der Tiefe, alle ganz und mit vollständigem Gesims. Die Bauart ist die alte dorische, aber das Gebäude scheint nie fertig geworden zu seyn: denn die Säulenschäfte sind nur rauh behauen. Auch konnte ich keinen Grund der Zelle finden, und vermuthe daher, daß sie niemals errichtet worden. Auch liegen viele Quaderstücke in der Nähe, die wahrscheinlich dazu bestimmt waren. Die Säulen haben ohngefähr 6 Fuß im Durchmesser, da sie aber nicht vollendet worden, so kann man ihr Maaß nicht genau angeben. Das Gesims konnte ich nicht messen, indem

ich mir keine Leiter zu verschaffen wußte, und keine Bruchstücke desselben an dem Boden lagen. Dieser Tempel stand außer den Mauern der Stadt, welche auf dem entgegengesetzten Hügel nach Westen lag. Dort findet man noch eine große Menge Bruchstücke und Fundamente von Gebäuden, nicht weniger ein halbzerstörtes Theater. Es ist aus gehauenen Steinen errichtet, ohne Mörtel, und wie alle griechische Theater an einem Abhang, so daß die hinteren Sitze in den Felsen gearbeitet sind. So gut ich es durch die Büsche und Ruinen, die es bedeckten, messen konnte, ist es etwa 200 Fuß weit. Die Stufen sind alle weggeschafft oder heruntergestürzt; auch sieht man keine Ueberbleibsel von dem Podium oder Prosceníum. Die Aussicht geht nach der See und ist sehr schön: denn sie beherrscht die ganze Gegend der Elymer.

Die Stadt Aegesta, oder wie sie die Römer nennen, Segesta, war, nach Virgil, (Aen. V, 755.) von den Trojanern erbaut:

Interea Aeneas urbem designat aratro,
Sortiturque domos: hoc, Ilium, et haec loca, Trojae
Esse jubet.

Aeneas benannte sie zu Ehren seines Wirthes Ace-

stes, und die kleinen Wasser, die dabey fließen, wurden den Simois und Scamander genannt. Nachher wurde es eine mächtige Republik, aber von den Carthagern, welche die Segestaner selbst nach Sicilien gerufen hatten, erobert und geplündert. Es erholte sich wieder, wurde aber von neuem durch Agathokles eingenommen und völlig zerstört. Als die Römer Meister von Sicilien wurden, stellten sie die Stadt wieder her, aus Achtung für ihren gemeinsamen Ursprung, und begünstigten sie mit mancherley Privilegien; doch scheint sie niemals wieder zu besondern Glanze gelangt zu seyn: denn die noch übrigen Gebäude schreiben sich von den älteren Zeiten her. Die warmen Quellen liegen ein wenig unter der Stadt, an dem Ufer des Scamander, der nun San Bartolomeo genannt wird, sind aber völlig vernachlässigt.

Nachdem wir den Tag in Aegesta zugebracht, kamen wir den 6ten May zu einer kleinen Stadt Calatafimi, drey Meilen davon, wo wir übernachteten; und weil von Eryx oder Lilybäum keine Reste mehr zu sehen sind, auch nichts Merkwürdiges in der Nachbarschaft von Trapani, so nahmen wir den graden Weg auf Castel veterano, und von da am selbigen

Tage gelangten wir zu den Ruinen von Selinus, wo wir in einem kleinen Wachtthurm einkehrten, der einzigen Wohnung an der Stelle, wo sonst eine so mächtige Stadt gestanden. Hier fanden wir sechs prächtige Tempel, alle zu Boden geworfen, aber die Theile noch ganz genug, um zu zeigen, was sie sonst gewesen. Drey standen östlich auf einer geringen Erhöhung, außerhalb der Mauern, in einer Linie von Norden nach Süden, ohngefähr 200 Yards von der See. Der nördlichste und größeste war, nach Herodot, dem Zeus agoraios gewidmet, und nach Pausanias, dem Zeus Olympios. Die ungeheuren Ruinen desselben, welche noch einen großen Erdraum einnehmen, zeigen, daß es eins der prächtigsten Gebäude gewesen, welche jemals errichtet worden. Er hatte acht Säulen in der Fronte, siebzehn in der Tiefe, jede zehn Fuß Diameter an der Base und sechs am Capitäl, und ungefähr funfzig Fuß Höhe. Selten besteht eine Säule aus mehr als acht Stücken, und manchmal noch aus weniger, wovon jedes völlig aus dem Ganzen ist. Die Capitäle sind von der Art, wie die an dem großen Tempel zu Pästum, und die Säulen nehmen regelmäßig von unten hinauf ab. Der Abacus ist zwölf Fuß zehn Zoll ins Gevierte, und die Triglyphen vier Fuß lang, und jedes andre Maaß

des Gesimses, nach Verhältniß. Die Säulenweite war etwas weniges mehr als ein Diameter. Aber die Ruinen sind so wild durch einander geworfen, daß ich nicht mit Genauigkeit messen konnte. Dieser Tempel scheint niemals vollendet worden zu seyn, indem einige Säulen völlig, andere nur ein wenig von oben herein cannelirt, andere ganz glatt sind. So liegen auch Stücke des Architravs in beträchtlicher Entfernung, welche wahrscheinlich niemals an ihre Stelle gebracht worden. Diese sind von einer ganz ungeheuren Größe, indem jeder Stein des Architravs zwanzig und einen halben Fuß lang, sieben Fuß hoch und fünfe breit ist. Der nächste Tempel ist von derselben Bauart, aber viel kleiner, indem er nur sechs Säulen in der Fronte hat und vierzehn in der Tiefe, welche nicht über fünf Fuß Diameter halten. Der dritte Tempel ist größer als der zweyte, aber kleiner als der erste, und wahrscheinlich der älteste von allen, indem die Säulen verhältnißmäßig kürzer, und die Capitäle von einer andern Gestalt sind. Er hat, wie die meisten Tempel dieser Art, sechs Säulen in der Fronte und vierzehn in der Tiefe. Ihr Diameter war ohngefähr sieben Fuß sechs Zoll an der Base und ohngefähr fünf Fuß sechs Zoll am Capitäl; die Höhe etwa vier Diameter. In allen drey Tempeln

hat jede Säule zwanzig Cannelirungen nach Art aller alten dorischen Tempel. Einige hundert Yards nach Westen lag der alte Hafen, der nun mit Sand verschüttet ist; aber die Ruinen des Kay's sind noch sichtbar. Zunächst an dem Ufer stand die Stadt, deren Ruinen aus Grundmauern und Bruchstücken verschiedener Gebäude bestehen, und einen großen Raum bedecken. Nahe an der See sind die Reste von drey andern Tempeln in demselben Zustande wie die schon beschriebenen. Zwey derselben sind von dem gewöhnlichen Maaße und in jedem Betracht beynahe dem kleinsten der obigen gleich. Der dritte hat sechs Säulen in der Fronte und funfzehn in der Tiefe, und nur sechzehn Cannelirungen an jeder Säule. Uebrigens gleicht er den andern. Sie sind alle von der alten dorischen Ordnung, ohne Basen, und wahrscheinlich kurz nach einander gebaut, indem die Stadt wohl keines langen Wohlstandes genoß. Sie ward von einer Colonie Megarenser gebaut, ohngefähr 640 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung, und erhob sich gar bald zu dem Range der mächtigsten Städte in Sicilien. Doch da sie in Krieg mit den Aegestanern verfiel, riefen die letztern sich die Carthager zu Hülfe, welche ein mächtiges Heer von Soldtruppen unter Anführung Hannibals sendeten. Die durch Wohlleben und

Prachtlust entnervten Griechen waren nicht im Stande das Feld gegen die kühnen Barbaren von Spanien und Africa zu halten; aber in der Vertheidigungskunst gewandt, ertrugen sie eine lange Belagerung mit Muth und Beharrlichkeit. Doch ward die Stadt zuletzt mit Sturm erobert und die Einwohner entweder ermordet, oder als Sclaven verkauft. Die Tempel, die prächtigsten und schönsten in Sicilien, wurden niedergestürzt, und als die Syracusaner Gesandten abschickten, um zu bitten, daß man dieser Gebäude schonen möge, antwortete Hannibal: die Götter, wie er gewiß wisse, hätten sie verlassen und es wäre besser, man zerstöre sie, als daß man sie unheiligem Gebrauch aussetze. So fiel Selinus, etwa 240 Jahre nach seiner Gründung, ein merkwürdiges Denkmal der Eitelkeit und Größe menschlichen Unternehmungs-Geistes. Fürwahr von allen Gebäuden, welche jemals in der Welt errichtet worden, war der große Tempel von Selinus, nach den ägyptischen Pyramiden, am sichersten auf Dauer berechnet; aber die zerstörende Ehrsucht eines benachbarten Staats stürzte ihn nieder in dem Augenblick seiner Vollendung; und doch konnte ihn diese Gewaltsamkeit nicht ganz zerstören: noch jetzt zeugen die Ruinen von seiner Größe, wenn von Carthago schon längst jede Spur verschwunden ist.

Diese unglückliche Stadt wurde zum Theil wieder aufgebaut, und zwar von solchen Bürgern, welche dem allgemeinen Schicksal entgangen waren. Sie hatte nur ein abhängiges Daseyn, ohngefähr 150 Jahre, bis die Carthager sie abermals einnahmen und völlig zerstörten. Strabo meldet, sie sey zu seiner Zeit völlig verlassen gewesen, und es ist wahrscheinlich, daß die Tempel gegenwärtig in eben demselben Zustand sind, wie sie Hannibal verlassen, außer daß manche Theile davon mögen weggeführt und zu neuen Gebäuden verbraucht worden seyn. Einige haben aus der wilden Unordnung, in der sie übereinander liegen, vermuthet, sie müßten durch ein Erdbeben umgeworfen seyn, und es ist wirklich schwer zu begreifen, wie man so viel Arbeit und Geschicklichkeit, als es zum Umsturz so ungeheurer Gebäude bedurfte, habe verwenden mögen, nur um eine thörichte Zerstörungssucht zu befriedigen; allein, außer dem Zeugniß des Diodorus, zeugen die Tempel selbst, wenn man die Sache genauer untersucht, daß sie vorsätzlich niedergeworfen worden. Die Säulen der größern Tempel liegen alle nach einer Seite, und es scheint, man habe sie untergraben. Die kleinern wurden wahrscheinlich durch Kriegswerkzeuge niedergeworfen, indem das untre Stück einer jeden Säule

noch an seinem Orte steht. Auf welche Weise es aber auch seyn mag, so geschah es mit großer und beschwerlicher Arbeit.

Sechs Meilen von Selinus sind die Latomien oder Steinbrüche, wo noch ungeheure Stücke von ungeendigten Säulen, Architraven und andern Theilen sich befinden, die wegen des frühen Falles der Stadt nicht benutzt werden konnten. Die Gegend umher ist nun trocken und unfruchtbar, obgleich flach. Wahrscheinlich ist sie seit den griechischen Zeiten sehr verändert, indem die Wasser eine versteinernde Eigenschaft haben. Virgil sagt: Palmosa Selinus; gegenwärtig sieht man aber keinen einzigen Palmbaum. Der neue Name der Gegend ist terra delle Pulci, und wir fanden, daß sie ihn nicht mit Unrecht trägt: denn der Thurm, in welchem wir uns aufhielten, war so voll von solchen Thieren, daß sie uns fast auffraßen. Wir blieben hier zwey Tage, um die Ruinen zu zeichnen und zu messen; dann gelangten wir nach Sciacca, ehmals Thermae Selinuntiae.

Sciacca.

Den 10ten May.

Die heißen und mineralischen Bäder sind noch sehr im Gebrauch; doch was diesen Ort, von allen Theilen Siciliens her, sehr besucht macht, ist ein Sudatorium oder Stufa, auf dem Gipfel eines Berges, nahe bey der Stadt. Dieß ist eine natürliche Höhle in dem Felsen, woraus mit großer Gewalt ein heißer Luftstrom dringt, welcher sehr heilsam in gichtischen und rheumatischen Fällen gefunden worden. Der Kranke sitzt ohngefähr eine halbe Stunde drin, und geht dann zu Bette, und wiederholt dieses jeden Tag, bis er genesen ist. Die Höhle ist durch Kunst sehr erweitert und mit einer Anzahl in Fels gehauener Sitze versehen. Sonst hielt man sie für ein Werk des Dädalus; aber die Neuern schreiben solche dem heiligen Calogero zu, ohne zu bedenken, daß sie offenbar schon manche Jahrhunderte da gewesen, ehe man an einen ihrer Heiligen gedacht.

Girgenti.

Von da kamen wir nach Girgenti, wo uns die Franciskaner sehr freundlich aufnahmen. Diese Stadt liegt sehr hoch, auf dem Abhang eines Hügels, auf dem die Burg von Agrigent stand. Er beherrscht eine schöne Aussicht nach Nordwesten über die Stelle, wo jene berühmte Stadt lag, und die gegenwärtig mit Oelbäumen und anderen Gewächsen bepflanzt und mit Ruinen geschmückt ist, welche hier in größerer Menge und besser erhalten, als irgend andre in ganz Sicilien gefunden werden. Es sind Ueberbleibsel von vierzehn Tempeln, alle von der alten dorischen Ordnung, nebst einer großen Menge in den Felsen gehauener Grabhöhlen und Kornbehälter. Der erste, von Osten anzufangen, ist der Tempel der Juno Lucina, von welchem der Sokel, ein kleiner Theil der Celle und ohngefähr der halbe Säulengang übrig geblieben. Die Säulen sind ohngefähr 4 Fuß 3 Zoll im Durchschnitt am Boden, und ohngefähr 3 Fuß 5 Zoll am dünnsten Ende, regelmäßig abnehmend wie die von Seli-

nus. Das Gesims scheint vollkommen dasselbe wie in andern Tempeln dieser Ordnung, doch hier so verstümmelt, daß ich es nicht mit einiger Genauigkeit messen konnte. Die Steine von Girgent sind nur eine leichte sandige Versteinerung, die sehr bald verwittert; daher lassen sich die feineren Theile an keinem dieser Gebäude mehr erkennen. Die gegenwärtige Ansicht des Junotempels ist so malerisch, als man sie wünschen kann. Er liegt auf einem kleinen mit Bäumen bedeckten Hügel, zwischen welchen die zerbrochnen Säulen und andre Trümmer umherliegen: denn das Material ist so gering, daß Niemand es für werth hielt wegzuführen.

Zunächst liegt der Tempel der Concordia, von demselben Auf- und Grundriß und nur in einigen unbedeutenden Zieraten verschieden. Ein Theil der Celle ist in eine Kirche verwandelt, und alle Säulen mit dem größten Theil des Gesimses stehen noch aufrecht, obgleich durch Zeit und Witterung sehr angefressen.

Der Tempel des Hercules, welcher nun erscheint, ist viel größer als die vorigen, aber von beynahe gleicher Art und Verhältniß. Nur noch eine einzige

Säule steht aufrecht, die übrigen liegen alle an der Stelle, wo sie fielen. Ihr Diameter war ohngefähr 6 Fuß 6 Zoll, und die Höhe fünf Diameter. Das Gesims war so sehr zerstört, daß man es nicht mehr erkennen konnte. In diesem Tempel war die berühmte Statue des Hercules, welche Verres wegschaffen wollte, woran er durch Muth und Thätigkeit der Agrigentiner gehindert wurde. Ein wenig weiter stand der gepriesene Tempel des Jupiter Olympius, welchen Diodorus Siculus beschreibt. Gegenwärtig findet man nur noch wenige Trümmer davon, welche jedoch hinreichend sind, seine ungeheure Größe zu zeigen, worin er selbst die von Selinus übertraf, ob er ihnen gleich an Schönheit der Zeichnung und Pracht der Ausführung nachstand. Er hatte acht Halbsäulen in der Fronte, und siebzehn an jeder Seite. Sie waren 10 Fuß 2 Zoll Diameter unter dem Capitäl; ihr Maß am Boden konnte ich nicht entdecken: denn die Schäfte, welche von einzelnen Werkstücken, wie die von der Vorderseite St. Peters zu Rom, zusammengesetzt waren, sind völlig zu Staub verwittert. Das allgemeine Maß des Tempels, wie es Diodorus angiebt, war 360 Fuß Länge, 120 Höhe und 60 Breite. Was die zwey ersten betrifft, so scheint er ziemlich genau; aber in der Breite hat er sich ge-

rade um 100 Fuß geirrt, wie sich deutlich aus den Fundamenten ersehen läßt. In dem Gibel der östlichen Ansicht war die Schlacht der Riesen, in dem westlichen die Einnahme von Troja, beydes von der herrlichsten Sculptur, wie sie eine der reichsten und prächtigsten griechischen Städte zu einer Zeit hervorbringen konnte, als die Künste auf dem höchsten Gipfel der Vollkommenheit standen. Dieser Tempel, wie manches andre große Gebäude der Griechen, ward niemals vollendet. Ihr kühner Geist war immer auf das Erhabene gerichtet; aber sie besaßen nicht immer die Ausdauer, um ihre ungeheuren Plane durchzuführen. Außerdem waren sie in eine Anzahl kleiner Staaten getheilt, und zu solchen Unternehmungen durch wechselseitige Eifersucht und Nacheiferung getrieben. Glücklich wären sie gewesen, hätten sie niemals ihr Uebergewicht einander zeigen wollen, hätten sie nicht in Kriege sich eingelassen, welche den Ueberwundenen nöthigten, fremde Völker um Beystand anzurufen, die denn in kurzer Zeit sowohl Freunde als Feinde in gleiche Knechtschaft versetzten.

Ein großer Theil des gedachten Tempels stand noch bis in das Jahr 1494; da er denn auf einmal, ohne sichtbare Ursache, zusammenstürzte.

Von dem Tempel des Vulcan sind noch zwey verstümmelte Säulen übrig, mit dem Sokel des Gebäudes, woraus man sieht, daß er dem Tempel der Juno Lucina und der Concordia völlig gleich gewesen. So stehen auch noch zwey Halbsäulen und ein Theil der Mauer von dem Tempel des Aeskulap, außerhalb der Stadt, auf der Ebene. Dort war die berühmte Statue des Apollo, deren Cicero gedenkt; von den übrigen Tempeln ist kaum etwas vorhanden als der Grund. Die oben beschriebenen habe ich unter den Namen genannt, womit man sie gegenwärtig bezeichnet: denn ächt und gewiß sind nur die Namen der Tempel des Jupiter, Vulcan und Aesculap, die übrigen werden nur, nach sehr zweifelhaften Gewährsmännern, also genannt.

Zwischen der alten Stadt und dem Fluß Hypsa ist ein kleines pyramidales Gebäude, welches man das Grabmal des Hiero nennt. Es steht auf einem Fußgestelle und hat eine ionische cannelirte Säule an jeder Ecke; aber das Gesims ist dorisch. Wenn man die Frage aufwirft, ob dieß Gebäude vor oder nach der vollkommensten Zeit der Baukunst in Sicilien aufgeführt worden; so bin ich von der letzten Meynung: denn es ist viel zu zierlich und artig für die Zeit des

Hiero. Auch finden sich noch einige andere Trümmer aus römischen Zeiten, besonders ein reiches corinthisches Gesims von weißem Marmor, welches nun ausgehöhlt zu einem Wasserbehälter dient. Es scheint zu einem runden Gebäude von großer Pracht gehört zu haben.

Die Stadtmauern mochten etwa in einem Umfange von zehn Meilen aufgeführt seyn, an einigen Orten sind sie aus dem Felsen gehauen und voller Nischen, in welchen man die Asche der Todten verwahrte. Ich habe diese Art zu beerdigen nirgends gefunden, und wenn ich mir eine Ursache davon denken soll, so vermuthe ich, daß es eine ehrenvolle Auszeichnung war für diejenigen, welche fürs Vaterland starben. Und vielleicht glaubte man auch noch die Manen zur Vertheidigung des Vaterlandes aufzufordern.

Die gemeinen Abzüchte sind noch an manchen Orten sichtbar und scheinen mit viel Arbeit und Kosten angelegt zu seyn, indem sie in den festen Felsen gehauen sind, und weit und hoch genug, daß eine Person bequem hindurchgehen kann. Uebrigens finden sich in dem Boden zwischen der alten und neuen Stadt

viele viereckte Höhlungen eingegraben und mit flachen Steinen bedeckt, wahrscheinlich Begräbnisse für Sklaven und arme Bürger.

Agrigent war einst, nach Syracus, die größte Stadt in Sicilien, und man giebt ihr 200,000 Einwohner. Nach dem Raume jedoch, welchen die Mauern einschließen, scheint diese Berechnung viel zu gering. Wahrscheinlich sind die Sklaven nicht mitgerechnet, welche in den alten Republiken wenigstens das Doppelte der freyen Menschen betrugen. Die Agrigentiner waren berühmt wegen Wohllebens, Eleganz, Pracht und Gastfreyheit, deswegen Empedokles von ihnen sagte: sie äßen und tränken, als wenn sie morgen sterben sollten, und bauten, als ob sie ewig zu leben gedächten. Aber Wohlleben und Verfeinerung bereitete ihnen den Untergang: denn ungefähr 400 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung ward es durch Himilcon belagert und erobert, welcher alle ihre herrlichen Zierden wegnahm und nach Carthago führte. Zwar gewann die Stadt nachher ihre Freyheit wieder, aber niemals ihren alten Glanz. Im zweyten punischen Kriege ward sie von den Römern genommen, und hart behandelt, weil sie die Carthager begünstigt hatte. Nach der Zerstörung von

Carthago gab Scipio den Agrigentinern alle ihre alten Zierden zurück, welche Himilcon weggeführt hatte. Darunter war der berühmte eherne Stier, des Tyrannen Phalaris, von Perillus verfertigt. Das Betragen des Scipio hierin war sehr politisch, indem jenes Kunstwerk den Sicilianern auf einmal zum Denkzeichen der Grausamkeit ihrer eigenen Fürsten, der Raubsucht der Carthager, und der Mäßigung der Römer da stand. Diese Mäßigung aber dauerte nur kurze Zeit: denn sobald Carthago zerstört war, und Rom keinen Rival mehr zu fürchten hatte; so ward das ganze Reich durch ihre Consuln und Prätoren geplündert.

Inde Dolabella est, atque hinc Antonius, inde
Sacrilegus Verres: referebant navibus altis
Occulta spolia et plures de pace triumphos.
Nunc sociis juga pauca boûm, grex parvus equarum
Et pater armenti capto eripiatur agello:
Ipsi deinde Lares, si quod spectabile signum,
Si quis in aedicula Deus unicus —

Juvenal Sat. 8.

Dieß sind die Worte eines Dichters, auf dessen Sittenschilderung wir uns verlassen können.

Diodorus spricht von Agrigent, als sey es zu seiner Zeit in Verfall gewesen, und wahrscheinlich verfiel es immer mehr, bis zur Zeit der Königinn Constantia, da denn die neue Stadt Girgent aus den Ruinen hervorging. Nun enthält sie ohngefähr 12000 Einwohner, welche einen bedeutenden Kornhandel führen. Die Privathäuser sind alle arm und schlecht gebaut, indem der ganze Reichthum der Gegend der Kirche gehört. Der Erzbischof allein hat ein jährliches Einkommen von 20000 Pf. Sterling; welches ein immerwährender Verlust für die Gegend ist: denn er wohnt niemals hier. Sein Palast ist groß, aber in einem schlechten Geschmack gebaut. Es ist eine prächtige Bibliothek darin, mit vielen antiquarischen und theologischen Büchern versehen, aber mit wenigen aus andern Fächern. Gleichfalls findet sich eine Münzsammlung, welche gute sicilianische und punische Stücke enthält.

In der Cathedralkirche ist ein großer Sarkophag von Marmor, welcher gegenwärtig als Taufstein gebraucht wird. Er ist an allen Seiten mit ganz erhobner Arbeit geziert, welche sehr viel Streit unter den Gelehrten und Müssigen in Girgent verursacht. Einige behaupten, es sey das Grab des Phalaris,

des ersten, oder Phintias, des letzten Tyrannen von Agrigent gewesen. Diese beyden Meynungen haben weitläuftige Abhandlungen verursacht, worin sie mit eben so nichtigen als geistreichen Gründen vertheidigt werden. Gestalt und Maß dieses Monumentes gleicht dem der Julia Mammäa und des Alexander Severus zu Rom. Die Sculptur ist ganz in demselben Styl, vielleicht nicht einmal so gut, obgleich die Girgentiner, die nie etwas besseres gesehen haben, es für ein Wunder der Kunst halten, und dieß auch einige Reisende, welche mehr nach ihren Ohren als ihren Augen urtheilen, überredeten. Eigentlich sollte man es für römisch ansprechen, und es mag die Asche eines Consuls oder Prätors unter den Kaisern enthalten haben. Die Bildwerke daran scheinen einige besondere Umstände aus dem Leben und der Familie eines solchen Mannes vorzustellen, welche jetzt unbekannt sind, und durch die natürliche Liebe zu Geheimniß und Spitzfündigkeit in alte allegorische und mythologische Bedeutungen verwandelt worden.

Wir fanden die Einwohner von Girgent sehr höflich und dienstfertig. Sie bilden sich auf den Ruf der Gastfreyheit und Freundlichkeit gegen Fremde, zu welchem ihre Vorfahren gelangt, sehr viel ein, wel-

che sie nachzuahmen trachten, insofern der Unterschied der Umstände es erlauben will; aber so liebens- und lobenswerth ihre Absicht seyn mag, so sind sie eher dem Fremden unbequem, als daß sie ihm wahrhaft beyständen. Denn Aufmerksamkeit und Höflichkeit werden beschwerlich und lästig, wenn die, welche uns solche bezeigen, weder Witz haben, uns zu unterhalten, noch Kenntnisse, uns zu unterrichten. Und dieses ist nur zu sehr der Fall der Girgentiner sowohl als der übrigen Sicilianer. Die natürliche Lebhaftigkeit ihres Wesens macht sie unruhig und neugierig, und weil ihnen die Erziehung fehlt, so werden sie roh und zudringlich. Man fühlt sich in der That verlegen, Höflichkeiten ablehnen zu müssen, welche mit der Absicht zu gefallen angeboten werden, indem es doch unleidlich ist, seine Zeit entweder mit Antworten auf nichtige Fragen, oder mit Anhören unbedeutender Bemerkungen zu verlieren.

Der Boden von Girgent ist fruchtbar an Korn und Oelbäumen; aber alles sicilianische Oel ist, wegen Mangel an gehöriger Bereitung, höchst schlecht. Auch werden daselbst vortreffliche Pferde gezogen, deswegen es auch sonst berühmt war.

Arduus inde Acragas ostentat maxima longe
Moenia; magnanimûm quondam generator equorum.

Alicata.

Den 17ten May.

Wir gelangten von Girgenti nach Alicata. Unterweges konnten wir keine Ueberbleibsel von Gela oder Camarina finden, obgleich Fazello und Cluver melden, daß zu ihrer Zeit noch einiges davon sichtbar gewesen. Die Geloischen Felder, welche sich den ganzen Weg zwischen Alicata und Terra nuova erstrecken, sind sehr fruchtbar, aber wie diese ganze Küste sehr schlecht angebaut. Der See, welcher sonst Camarina ungesund machte, vergiftet nun die Gegend umher, welche äußerst fruchtbar ist. Er ward sonst Palus Camarina genannt, und als die Stadt einsmals an einer grausamen Seuche litt, fragten die Einwohner das Orakel des Apollo, ob sie den See ablassen sollten. Aber sie erhielten zur Antwort: Sie sollten Camarina nicht rühren. Da sie nun aber die

Meynung des Orakels nicht begriffen, trockneten sie den See aus; wodurch sich die Krankheit zwar verlor, aber dem Feind nunmehr Gelegenheit ward, die Stadt zu erobern. Hierauf bezieht sich die Stelle Virgils (Aen. III, 700.):

Fatis nunquam concessa moveri
Adparet Camarina procul. —

Wir fanden den Hipparis und Oanus als elende kleine Bäche, welche niemals bekannt geworden wären, hätte ihnen nicht Pindar die Ehre angethan, sie in seinen Gedichten zu nennen.

Biscari.

Den 18ten May.

Bey Biscari wurden wir eine sehr angenehme Veränderung der Gegend gewahr. Die Felder waren reichlich angebaut und neuerlich eingezäunt, die Ufer mit Weinstöcken und Maulbeerbäumen bepflanzt, und alles hatte das Ansehn von Wohlstand und Thätig-

keit. Wir vernahmen, daß wir uns in den Besitzungen des Prinzen Biscari befänden, und daß man diese sämmtlichen Anlagen seinem Geiste und seiner Großmuth schuldig sey. Wir waren leider nur zu bald von dieser Wahrheit überführt: denn im Augenblick, als wir seine Gränze verließen, erschienen die Zeichen des Elends und der Faulheit wieder, welche bis Syracus dauerten.

Diese Küste, welche einst so manchen blühenden Städten allen Glanz und Wohlstand des Lebens verschaffte, vermag nun kaum das Nothwendige für ihre elenden Bewohner hervorzubringen. Aberglaube und Druck und ein falsches System politischer Oekonomie haben mehr beygetragen, Sicilien wüste zu machen, als die schlimmsten Wirkungen von Kriegen und innerlichen Unruhen hätten thun können. Dasselbe System hat seinen unglücklichen Einfluß über die ganze spanische Monarchie ausgebreitet. Indessen die übrigen Nationen Europa's Künste und Manufacturen begünstigten, waren die Spanier mit entfernten Eroberungen beschäftigt, welche sie dadurch zu erhalten suchten, daß sie solche arm und abhängig machten. Dadurch ward ihre Monarchie ein ungeheurer ungeschickter Körper, zusammengesetzt aus einer Menge un-

verbundener Theile, welche alle gleich schwach und unfähig waren, einander beyzustehen. Die ungeheuren Schätze, welche aus Indien in das Mutterland fließen, kommen und verlaufen sich wie ein Gießbach, der nichts als Verwüstung und Jammer hinter sich läßt. Nur wenige nehmen Theil an diesen Schätzen, und auch diese sind nur augenblickliche Besitzer, welche sie unmittelbar aufwenden, um sich ausländischen Luxus von geistreichen und arbeitsamen Völkern zu verschaffen. Auf diese Weise sind die Spanier nur die Wechsler für die übrige Welt, immer im Besitz von ungeheuren Schätzen und immer arm. Der Reichthum einer Nation besteht in der Anzahl von thätigen Einwohnern, und nicht in der Menge von Gold und Silber: denn dieses kommt natürlich, wo jene sind. Ist es nun auf diese Weise erworben, so belebt und begeistert es alles. Denn wenn ein Jeder sich Bequemlichkeit und Ueberfluß verschaffen kann, so erscheint ein allgemeiner Nacheiferungsgeist. Der Handwerker wie der Manufacturist, alle sind auf Thätigkeit gestellt, und jeder bemüht sich, so viel Vermögen zu erwerben, als er für hinreichend hält, sein Leben im Genuß von Bequemlichkeit und Vergnügen zu beschließen.

Syracus.

Den 20ten May.

Nun gelangten wir zu der sonst so berühmten Stadt Syracus, die nun auf die Insel Ortygia beschränkt ist, welche zur Zeit ihrer Blüthe die kleinste ihrer vier Abtheilungen war, und selbst hier ist ein großer Theil des Bodens zu Festungswerken verwendet, welche stark und weitläuftig sind, ja wenn man betrachtet, daß sie dem Könige von Neapel gehören, sehr wohl erhalten. Wir gingen sogleich, die Quelle Arethusa zu besuchen, welche noch häufig hervorquillt, aber das Gebet Virgils (Eclog. X, 4.)

Sic tibi, cum fluctus subterlabêre Sicanos,
Doris amara suam non intermisceat undam.

ist nicht erhört worden: denn seit dem Erdbeben von 1693 ist sie versumpfet und dient nur zu einem Waschtümpel. Wir fanden ihn von Nymphen besucht, einigermaßen unterschieden von denen, welche Theocrit und Virgil beschreiben: es war nichts als eine Ge-

sellschaft der schmuzigsten alten Waschweiber, die ich jemals gesehen.

Die Cathedralkirche ist ein alter dorischer Tempel. Man hält sie, ohne genugsame Gewährschaft, für jenen Tempel der Minerva, der wegen Reichthums und Pracht so gerühmt worden. Er ist noch leidlich erhalten, aber so bedeckt und entstellt durch neue Zieraten, daß die alte Form ganz verloren ist. Vom Theater und Amphitheater ist nichts übrig geblieben als einige unbedeutende Fundamente und in die Felsen gehauene Sitze. Auf einem derselben im Theater steht eine Inschrift, welche sich auf eine Königinn Philistis beziehen soll, von welcher jedoch die Geschichte nichts meldet. Zu Bestätigung dieser Meynung bringen sie auch einige Münzen zum Vorschein. Andre aber behaupten, die Buchstaben jener Inschrift seyen von zu neuer Gestalt, als daß sie einer Zeit angehören könnten, wohin die Geschichte nicht reicht. Gleich mehreren Streitigkeiten dieser Art, giebt auch dieser Umstand eine unschuldige Unterhaltung für die Müssigen und Forschlustigen, an welchen Sicilien sehr fruchtbar ist.

Nicht weit von dem Theater sind noch die La-

tomien von Epipolä, welche ehmals die öffentlichen Gefängnisse waren. Es sind ungeheure Steinbrüche zu einer großen Tiefe abgesunken, und an einigen Stellen zu unermeßlichen Gewölben ausgehöhlt, welche durch Steinpfeiler, die man stehen gelassen, getragen werden. Verschiedene dieser Pfeiler haben nachgegeben, und ungeheure Massen sind zusammengestürzt, welche nun mit Busch- und Kräuterwerk bedeckt den wildesten und schönsten Anblick bilden, den man sich denken kann.

In einer dieser Höhlen ist eine Alaunsiederey, wodurch ihre natürliche Düsterheit vermehrt wird. Der Rauch des Ofens, das schwache Licht des Feuers, die schwarzen Gesichter der Arbeiter geben den Anblick einer romantischen Zauberscene. Was man das Ohr des Dionysius heißt, ist eine Höhle, ohngefähr 60 Fuß hoch und etwa 50 Fuß weit, welche oben ziemlich in einem Puncte zusammenläuft. Sie geht in den Felsen ohngefähr 70 Yards in der Gestalt eines lateinischen S, und hat noch ein sehr starkes Echo, welches wahrscheinlich sehr geschwächt worden durch eine neuere Aushöhlung, die man an der Seite gemacht. Daß diese Höhle von Dionysius angelegt sey, um die Geheimnisse der Gefangnen zu erfahren, ist

wahrscheinlich eine neuere Erfindung: denn ich wüßte nicht, daß ein alter Schriftsteller etwas davon erwähnt. Indessen scheint sie doch vorsätzlich zum Echo angelegt: denn sie ist mit mehr Kunst und Sorgfalt als alle die übrigen ausgehauen. Vielleicht dachte man einen Tumult und Aufstand unter den Gefangnen eher gewahr zu werden. Ueber der Oeffnung dieser Höhle entdeckt man den Grund einiger Gebäude, wo sich vielleicht des Schließers Wohnung befand, und wo man jeden Lärm in der Höhle genau hören konnte. Aelian sagt, daß die schönste dieser Höhlen nach dem Namen Philoxenos des Poeten genannt worden, der sein Gedicht von den Cyclopen schrieb, während er von Dionysius hier eingesperrt war; und ich bin sogar geneigt, die vorerwähnte Höhle für die des Philoxenos zu halten, weil sie die andern an Größe, Schönheit und Regelmäßigkeit weit übertrifft.

Die Latomien von Acradina sind näher an der See, und dienen nunmehr als Gärten eines Capuzinerklosters. Sie sind in derselben Art wie die andern, nur weit schöner und malerischer. Die weiten Höhlen und zerbrochnen Felsen sind reichlich mit Weinranken behangen, und der Grund mit Feigenbäumen,

Orangen und Granaten bepflanzt. Wie sie früher beschaffen gewesen, kann man aus der Beschreibung des Cicero abnehmen. Opus est ingens, magnificum, regum ac tyrannorum. Totum est ex saxo in mirandam altitudinem depresso, et multorum opere penitus exciso. Nihil tam clausum ad exitus, nihil tam septum undique, nihil tam tutum ad custodias, nec fieri, nec cogitari potest. Und so sind diese schrecklichen Wohnungen der Rache, einst der Aufenthalt von Verbrechen und Elend, nunmehr in die angenehmsten Lustorte der Welt verwandelt, und die traurigen Keller, worin so mancher Elende sein Leben in Graus und Verzweiflung hinbrachte, bilden nun angenehme und romantische Ruheplätze, gleich bewahrt vor der Hitze des Sommers wie vor der Kälte des Winters.

Auf der andern Seite des Anapus findet man zwey verstümmelte Säulen, welche für Ueberreste des Tempels, der dem olympischen Jupiter gewidmet war, gehalten werden, wohin die Athenienser, nachdem sie von Syracus abgeschlagen worden, sich zurückzogen. Die Säulen haben sechszehn Cannelirungen, und sind die ersten der alten dorischen Ordnung, die ich mit Basen gesehen habe. Vor kurzem fanden sich noch

diese Ueberreste viel bedeutender, aber bald wird sogar ihre Spur verschwunden seyn, indem die Landleute immerfort die Steine wegholen, um damit zu bauen. Diese Säulen, nebst einigen unterirdischen Wasserleitungen und Grabhöhlen, sind alles, was von der so mächtigen Stadt Syracus übrig blieb, welche einst so außerordentlich schön war, daß selbst Marcellus, in dem Lauf seiner Siege, sich der Thränen nicht enthalten konnte, daß er die unglückselige Herrschsucht verwünschen mußte, die es ihm zur Pflicht machte, die Herrlichkeit und die Bewunderung der Welt zu zerstören. Die reichen Paläste des Dionysius und Hiero, mit allen edlen Werken der Bildhauer- und Malerkunst, welche sie zierten, sind zerstört und nicht eine Spur derselben zurückgeblieben. Selbst die Mauern, deren Stärke und Pracht die Römer in Erstaunen setzte, sind so völlig verschwunden, daß man auch den Grund derselben nicht einmal mehr entdecken kann. Liest man die Erzählung von allen diesen weit ausgedehnten Werken, so verwundert man sich, wie sie fast ganz konnten vernichtet werden. Bedenkt man aber das mannigfaltige Ungemach, welches diese Stadt erduldet, wie oft sie geplündert, verwüstet und verbrannt worden; so muß man sich vielmehr verwundern, daß auch nur noch das mindeste davon

übrig ist. Die Einwohner waren so berühmt wegen Wohllebens und Pracht, als ihre Gebäude wegen Größe und Festigkeit. Die mensae Syracusanae waren durch die ganze Welt berufen, und die Feste des Dionysius und Hiero übersteigen allen Glauben; aber aller dieser Reichthum und Herrlichkeit konnte sie nicht gegen eine kleine Zahl kühner Räuber vertheidigen, die aus ihren kümmerlichen Wohnungen, wo sie zu Arbeit und Strenge gewöhnt waren, hervorbrechend, gar leicht die köstlichen Paläste der gebildeten und entnervten Griechen in Besitz nahmen.

Der große Hafen von Syracus ist nicht so weit als ich erwartete, in Betrachtung, daß eine Seeschlacht darin geliefert worden, welche über das Schicksal von Sicilien entschied. Er ist nirgends über zwey Meilen breit, so daß die Schiffe der alten Athener und Syracuser jämmerliche Maschinen müssen gewesen seyn, in Vergleich mit den Schiffen der Neuern. Der kleinere Hafen, der so reichlich mit Statuen verziert und mit einem marmornen Kay umgeben war, ist nun ganz verschüttet und zerstört. Dionysius der ältere hatte ihn gebaut, und hier war der Ort, wo die Kriegsschiffe und Schiffsvorräthe der Republik aufbewahrt wurden. Die Statuen, die ihn umga-

ben, so wie alle übrigen Zierden, hatte Verres hinweggeführt.

Was die Volksmenge der alten Stadt betrifft; so läßt sie sich nicht wohl bestimmen, man müßte denn sich aus dem Raum, den sie eingenommen, eine Muthmaßung bilden. Strabo sagt, die Mauern hätten 22 Meilen im Umkreise gehabt; aber mir scheint diese Angabe übertrieben. Die Entfernung zwischen Ortygia und Epipolä läßt sich, von den Latomien aus, ganz wohl übersehen, und gewiß war sie nicht größer als zwey Meilen. Der Durchschnitt nach der andern Seite war nicht viel größer, indem die Stadt niemals weder bis an den Anapus, noch an die kleine Brücke des Trogilus reichte, welche beyde nicht mehr als drey Meilen von einander entfernt sind. Der Umkreis von Syracus mag also ungefähr mit dem von Agrigent zusammentreffen, und somit auch die Bevölkerung ohngefähr dieselbe gewesen seyn.

Wir reisten den 23. May von Syracus ab, ließen Agosta und Lentini liegen: denn man hatte uns berichtet, daß sich daselbst nichts Bedeutendes finde. Wenige Meilen von Syracus sieht man die Ueberreste eines alten Gebäudes, welches Marcellus soll er-

richtet haben; aber ich vermuthe, es sey ein Grabmal gewesen. Die Gegend der Leontiner, sonst wegen ihrer Fruchtbarkeit so berühmt, ist gegenwärtig durchaus, während des Sommers, unbewohnbar: denn die Luft ist sehr schlecht. An verschiedenen Orten bemerkte ich das triticum sylvestre, den wilden Weizen, welcher von selbst an unbebauten Stellen wächst. Er ist kleiner als der gemeine Weizen und schwerer aus der Hülse zu bringen; aber seine nährenden Eigenschaften sind genau dieselben. Wahrscheinlich ist daher die Fabel von der Ceres entstanden, welche zuerst den Anbau des Weizens in diesem Lande soll gelehrt haben. Die Ebene von Catania ist sehr reich, aber unbewohnt wegen der bösen Luft. Wir setzten über den Symäthus, nun die Jaretta genannt, welche diese Ebene in zwey Theile theilt, auf einer Fähre, und wurden alsobald die schrecklichen Verwüstungen gewahr, welche der Berg Aetna angerichtet.

Catania.

Den 23ten May.

Bey dem Eintritt in Catania kommt man über die Lava von 1669, welche jetzt noch eben so frisch aussieht, als gleich nach ihrem Ausbruch. Dieser geschah zwölf Meilen oberhalb der Stadt, und ein mächtiger Lavastrom floß herunter, unvermeidliche Verwüstung, wo er nur hinreichte, mit sich bringend. Anstatt einige Anstalten zu treffen, Dämme aufzuwerfen, Gräben zu ziehen, um die Gewalt zu brechen oder abzuwenden, brachten die Cataneser den Schleyer der heiligen Agatha hervor, in Begleitung von einer Menge Heiligen. Die Folge hievon war wie gewöhnlich: ein großer Theil der Stadt wurde zerstört, der Hafen verschüttet und die Einwohner zu Grunde gerichtet. Aber die Heiligen blieben in größerer Ehre als jemals: denn das Volk überzeugte sich, dieses Unglück habe sich wegen seines Mangels an Glauben, und nicht aus Schuld seiner himmlischen Beschützer, zugetragen.

Bald nach unserer Ankunft warteten wir dem Prinzen Biscari auf, und hatten das erstemal das Vergnügen, einen edlen Vasallen des Königs von Neapel kennen zu lernen, dessen Bekanntschaft immer höchst schätzbar seyn würde, in welchen Stand ihn auch das Glück gesetzt haben möchte. Das Aussehen seines Lehngutes Biscari, die Zufriedenheit seiner zahlreichen Unterthanen, die Neigung, mit der sie von ihm sprachen, und der allgemeine Geist der Thätigkeit, der im Ganzen herrschte, gab mir den günstigsten Begriff von ihm, der immer mehr zunahm, als ich die Ordnung und Einrichtung seines Hauses beobachtete, und den Geist und die Großheit kennen lernte, den er überall zeigt, wo vom Nutzen oder der Zierde seines Landes die Rede ist. Man muß nur bedauern, daß die Undankbarkeit des Bodens die Arbeit und Geschicklichkeit des Anbauers zum größten Theil fruchtlos macht.

Hiezu kommt ferner die von Natur eifersüchtige Gesinnung des Sicilianers, verbunden mit Aberglauben, wozu noch der Druck der Regierung sich gesellt, welches alles den Gedanken an Verbesserung nicht aufkommen läßt. Wer nun aber Kraft und Geist hat, dergleichen zu unternehmen, kommt in den Ruf eines

gefährlichen Neuerers, und stößt überall auf Haß und Gegenwirkung der Individuen, und Argwohn und Verfolgung von Seiten des Hofes.

Wir fanden den Prinzen in seinem Museum, welches sehr reich ist und für die Studirenden immer offen steht. In dem ersten Zimmer befinden sich die Marmore, worunter einige vortreffliche Büsten und der Torso eines Jupiter, welcher das wahre Original von demjenigen zu seyn scheint, der sich in dem Museum Clementinum zu Rom befindet. Dieser kostbare Ueberrest ist vollkommen erhalten und von der vortrefflichsten Sculptur. Ueber das Ganze waltet eine allgemeine Ruhe und Majestät, welche die Griechen besonders zu erreichen wußten, wenn sie den Vater der Götter und Menschen vorstellten, omnia supercilio moventem. Es sind noch andre schöne Werke der Sculptur in dem Museum; wenn man aber einmal das ganz Vollkommne gesehen hat, so kann sich das Auge nur mit Gleichgültigkeit, ja mit Widerwillen, zu dem Geringern wenden.

Außerdem hat der Prinz eine würdige Sammlung von Bronzen, hetrurischen Vasen, natürlichen Merkwürdigkeiten, besonders aber von Münzen. Die

Sicilianischen sind hier zahlreich und wohl erhalten, und geben auch denjenigen eine angenehme und lehrreiche Unterhaltung, die nicht gerade Kenner des Alterthums sind: denn der Geschmack und die Ausführung daran ist so vortrefflich, daß sie schon als Werke der Sculptur betrachtet, höchst anziehend sind.

Des Prinzen Palast ist ein großes unregelmäßiges Gebäude; der ältere Theil desselben in barbarisch sicilianischem Geschmack mit ungeheuren Figuren und unnatürlichen Zieraten überladen; aber der Theil, den der Fürst selbst gebaut hat, ist einfach, regelmäßig und zierlich. Die Stadt ist fast ganz neu, die Straßen regelmäßig und breit; aber die Häuser in einem schlechten Geschmack und der größte Theil derselben unvollendet. Die Kirchen sind alle im Styl der neuen Baukunst, indem sie seit dem Jahr 1693 errichtet worden, nachdem die Stadt gänzlich durch ein Erdbeben zerstört war. Mehrere derselben, besonders die Hauptkirche, sind sehr reich verziert und mit bunten Steinarten geschmückt, welche man in die seltsamsten Figuren gebracht hat. Es läßt sich kaum irgend ein wildes Ungeheuer denken, welches man nicht an den Gebäuden des neuern Siciliens finden sollte. Das Benedictiner-Kloster ist ein unermeßlicher Bau, mit

unglaublichen Kosten errichtet, aber in dem gewöhnlichen Styl. Es ist nicht geendigt und wird es wahrscheinlich niemals werden: denn diese Stadt kann sich, wegen der Nähe des Aetna, keine lange Dauer versprechen. Die Kirche ist edel und prächtig; das Innere war eben fertig geworden, und was ganz besonders ist, ohne etwas von dem hergebrachten Trödel; aber man scheint es außerhalb wieder einbringen zu wollen, indem das Wenige, was von der Façade vollendet ist, dem Palast des Prinzen Palagonia nicht viel nachgiebt. Die Kirche hat eine vortreffliche Orgel, die eben vollendet war. In dem Kloster findet sich eine schöne Sammlung hetrurischer Gefäße, beynahe alle so gut als die, welche Prinz Biscari besitzt, und in Sicilien gefunden. Ein Beweis, daß diese Waare nicht allein von den Hetruriern verfertigt worden. Uebrigens ist in Catania über der Erde wenig Merkwürdiges; die Alterthümer stecken alle unter der Lava. Prinz Biscari hat große Nachforschungen angestellt, und ein Theater, Amphitheater, Bäder und einige andere Gebäude von geringerer Bedeutung gefunden. Aus den Säulen, welche jetzt in der Hauptkirche angewendet sind, läßt sich schließen, daß das Theater sehr prächtig gewesen. Eine Vase, nebst dem Piedestal von einer derselben, steht nun in

dem Hofe des Prinzen Biscari. Sie sind von weißem Marmor, sehr überladen mit Zieraten, und scheinen aus der Zeit Trajans oder der Antonine. Die andern alten Gebäude haben nichts Besonderes: denn es sind bloß Massen von Ziegeln und Steinen, ohne daß ich architectonische Ordnungen oder Verzierungen daran hätte unterscheiden können.

Die Einwohner von Catania sind, gleich den übrigen Sicilianern, sehr geneigt, ihre Alterthümer den Griechen zuzuschreiben, aber ohne Grund. Denn die griechische Stadt ward ganz und gar durch Sextus Pompejus zerstört, bald nachher zwar wieder hergestellt, aber aufs neue durch einen Ausbruch des Aetna verwüstet. Durch den Beystand der Römer wurde es abermals aufgebaut, bis es abermals von einem gleichen Unglück überfallen wurde. Man kann sich nicht genug verwundern, daß, nach solchen wiederholten Zerstörungen, die Stadt immer wieder in derselben Lage aufgebaut worden, an dem Ausgange eines Thals, welches die Lava nothwendig auf sie hinführt. So lange der Hafen daselbst den Handel begünstigte, war es natürlich, daß die Liebe zum Gewinn die Einwohner jene große Gefahr vergessen ließ; aber zuletzt hatten sie keine andere Ursache hier

zu bleiben, als die Schwierigkeit, das Eigenthum zu verändern. Doch auch diese schien gehoben, als alles mit verbrannten Felsen bedeckt und in eine unfruchtbare Wüste verwandelt war. Allein die blinde Neigung zum Geburtsort, die uns allen natürlich, obgleich schwer zu erklären ist, hat allen Widerstand überwunden, und Catania ward nach jeder Zerstörung immer mit mehr Glanz und Pracht als vorher aufgebaut. Nun enthält es 16,000 Einwohner, welche in beständiger Gefahr leben; aber Gewohnheit und ein inniges Vertrauen auf die heilige Agathe lassen sie wenig davan denken.

Catania hat das Vorrecht, durch seinen eignen Senat regiert zu werden und keine Besatzung aufzunehmen. Deswegen wächst sie täglich an Reichthum und Pracht, und die Aufmunterungen von Seiten des Prinzen Biscari, welche er sowohl den Künsten als der Thätigkeit jeder Art angedeihen läßt, geben der Stadt ein Ansehn von Leben und Betriebsamkeit, die in keiner andern sicilianischen Stadt zu finden sind. Noch kürzlich erbot er sich, einen Hafen anzulegen, und hätte ihn der Hof gehörig begünstigt, so wäre diese Stadt der große Handelsplatz von diesem Theile des Mittelmeeres geworden.

Aber, wie wenig man es glauben sollte, fand dieses Anerbieten dennoch Widerstand. Indessen hat der Prinz das dazu bestimmte Geld auf die Erbauung einer Wasserleitung verwendet, die eine weite Strecke Landes wässert und befruchtet; ingleichen auf das Urbarmachen der Lava von 1669. Der Prinz gedenkt auch ein umständliches Werk über die Alterthümer von Catania herauszugeben, welches nach den Zeichnungen, die ich sah, sehr viel verspricht.

Aetna.

Den 27ten May.

Nachdem wir das merkwürdigste in Catania gesehen, machten wir uns nach dem Gipfel des Aetna auf den Weg. Ungefähr 12 Meilen, bis zum Dorfe Nicolosi, steigt man allmählich durch reiche Weinberge und Maulbeerpflanzungen; aber auch diese sind von dem letzten Lavastrom durchbrochen und vielfach zerstört. Die Sicilianer nennen solche Plätze, mit einem verdorbnen spanischen Namen, Sciarra. Die Lava von 1669 brach nahe bey Nicolosi hervor, und

die Gegend rings umher ist noch mit trockner schwarzer, damals ausgeworfner Asche bedeckt. Die kleinen Berge, mit dem Crater, aus dem die Lava floß, sind noch unfruchtbar, als wenn der Ausbruch gestern geschehen wäre, und werden wahrscheinlich noch lange so bleiben, bis der Witterungswechsel die verbrannte Materie genugsam gemildert hat, um sie der Vegetation fähig zu machen. Ich stieg auf den Gipfel dieser Erhöhungen und sah um mich her eine unendliche Anzahl derselben Art, einige gleichfalls unfruchtbar, andere reich mit Wein bepflanzt, andre mit Eichenwäldern bewachsen, noch andre durch nachfolgende Lavafluthen unkenntlich gemacht, und durch die ungeheuren Wirkungen der Zeit in fruchtbaren Boden verwandelt und mit Wäldern und Weingärten bedeckt. Wir ruhten ein wenig in dem Kloster von Nicolosi und verfolgten unsere Reise, geführt von einem Bauer des Dorfs, Namens Blasio, welcher gewöhnlich als Führer den Bergbesuchenden dienet. Hier fängt nun die waldige Gegend an und dauert bis zu der Ziegenhöhle, ohngefähr 6 Meilen. Der Stieg ist den ganzen Weg über steil und geht zum Theil über die Lava von 1766, welche einen schrecklichen Anblick muß verursacht haben, als sie vier Meilen breit durch einen Eichenwald floß. Als wir

höher kamen, wurde der Stieg noch jäher und die Veränderung des Clima's sehr merklich. In Catania war man in der Mitte der Kornärndte, zu Nicolosi befand sich alles in der Mayenblüthe; wie wir aber uns der Ziegenhöhle näherten, trieben die Bäume das erste Laub, und die Luft war sehr kalt und schneidend. Wir machten Feuer an in dieser kleinen Höhle, rasteten bis Mitternacht, und stiegen alsdann dem Gipfel zu, durch unfruchtbare Asche und Lavastücke. Nachdem wir ohngefähr 8 Meilen geritten waren, ward der Berg so steil, daß wir uns genöthigt fanden, unsre Maulthiere zu verlassen und den übrigen Weg zu Fuße zu vollenden. Wir hielten eine Weile inne, die Scene, die vor uns lag, zu betrachten. Die Nacht war klar und eben hell genug, um uns die allgemeinen Formen der Gegenstände, nichts aber im Einzelnen zu zeigen. Hier herrscht eine allgemeine Stille, nur von Zeit zu Zeit unterbrochen durch das Getöse des Berges, welches laut und feyerlich klang, als wenn die See sich im Sturme bricht. Der Crater war zu unterscheiden an einem rothen düstern Lichte, das durch die weiten Dampfwolken brach, die sich hervorwälzten. Das Ganze zusammen bildete die furchtbarste Scene, die ich jemals gesehen, und welcher gewiß in der Welt nichts verglichen werden kann.

Wir fanden wenig Schnee an dieser Seite des Berges; aber die Kälte war so streng, daß wir sie kaum ertragen konnten. Weder das Gewicht der Kleider, noch die Anstrengung durch lose Asche zu klimmen, welche bey jedem Tritte nachgab, konnten uns erwärmen. Ich hatte das Unglück mein Thermometer zu zerbrechen, und kann deswegen den Grad der Kälte nicht genau angeben; aber sie war so mächtig, daß der heiße Dampf, welcher aus den kleinen Rissen in der Nähe des Craters hervordrang, unmittelbar an den Steinen gefror. Nachdem wir ohngefähr zwey Stunden mit unendlicher Mühe und Beschwerde aufgeklimmt waren, gelangten wir an den Rand des Craters. Die Aussicht, die sich hier zeigt, ist über alle Beschreibung oder Einbildung. Die ganze Insel Sicilien, Malta, Calabrien und die Liparischen Inseln erscheinen gerade unter einem, wie auf einer Charte. Das Einzelne war alles in der blauen Tinte des Morgens verschwunden, und das Ganze zusammen schien in Schweigen und Ruhe versenkt. Ich fühlte mich selbst über die Menschheit erhoben, und sah mit Verachtung auf die gewaltigen Gegenstände der Ehrsucht unter mir. Die Schauplätze, auf denen so viele mächtige Städte durch Kunst und Waffen blühten, so zahlreiche Flotten und Heere um die

Herrschaft der Welt kämpften, schienen nur dunkle Flecken zu seyn.

Als die Sonne aufstieg, ward die Scene nach und nach aufgeklärt, die Flächen und Berge, Seen und Flüsse, Städte und Wälder wurden allmählich deutlicher, bis sie auf einen gewissen Grad gelangten, dann schwanden sie wieder, gleichfalls stufenweise, in die Dünste, welche die Sonne in die Höhe gezogen hatte. Der Aetna selbst bildete einen ungeheuren Sonnenzeiger, dessen Schatten sich weit über den sichtbaren Horizont erstreckte, wodurch ich mich überzeugte, daß man von hier aus, mit einem guten Telescop, die Küste von Afrika und Epirus würde sehen können. Ich dachte manchmal durch einen guten Dollondschen Taschentubus die Küste von Apulien zu sehen; allein wegen der großen Kälte konnte ich nicht genugsame Aufmerksamkeit darauf wenden. Unter uns an dem Berge konnten wir die Spuren einer großen Menge Lavaströme erkennen, welche doch nichts sind gegen die Zahl derer, die sich nicht mehr unterscheiden lassen. Der ganze Berg, dessen Fuß nahe an 100 Meilen im Umkreise hat, und, nach den Beobachtungen des Canonicus Recupero, 5000 Yards senkrechte Höhe, ist durchaus von Lava aufgeführt.

Untersucht man die tiefen Thäler, welche durch Bergströme ausgewaschen worden, so sieht man, daß der ganze Berg aus verschiedenen Lavaschichten besteht, die über einander, nach langen Zeiträumen geflossen sind: denn sie haben zwischen sich Boden von abwechselnder Dicke, von sechs Zoll bis zehn Fuß, je nachdem zwischen den Ausbrüchen längere oder kürzere Zeit verfloß. Nun findet man, daß aus einer Lava, welche die allermildeste ist und am leichtesten verwittert, ein Fuß fruchtbarer Boden nicht unter 1500 Jahren hervorgebracht werden kann; daher sich denken läßt, was für zahllose Zeitalter nöthig gewesen, um diese ungeheuren Naturwirkungen hervorzubringen. Aber was müssen wir denken, wenn wir erfahren, daß der gegenwärtige Berg nur eine Wiedererzeugung ist, indem ein viel höherer Gipfel eingestürzt, und der gegenwärtige erst wieder gebildet worden. Dieses hat mehr als Wahrscheinlichkeit: denn ohngefähr zwey Drittel des Wegs, wenn man in die dritte Region gelangt, ist eine weite Ebene, welche an mehreren Stellen, besonders an der Seite von Aci, bis an die Wälder reicht. Nimmt man nun an, der Berg sey anfangs konischer Gestalt gewesen, wie es bey Vulcanen gewöhnlich, ja nothwendig ist; so muß alles was über dieser Pläne war, eingefallen, und

was jetzt als Untersatz eines kleineren Berges erscheint, muß ehedem in Einem Aufstieg bis zum Gipfel fortgegangen seyn, so daß der Aetna damals bedeutend höher war als gegenwärtig. Ich wünschte diese Wunder der Natur mit mehr Muße und Aufmerksamkeit untersucht zu haben; aber in der gewaltsamen Kälte war es unmöglich, zu verweilen. Jedoch entschloß ich mich, in den Crater hineinzuschauen, ehe wir zurückkehrten. Unser Führer wußte viel von der Gefahr dabey zu sagen, und wie öfters die hohlüberhangenden Lavabänke einstürzten; aber nach einigem Zureden und etlichen Gebeten zur heiligen Agatha, führte er uns an eine Stelle, welche schon durch irgend einen kühnen Fremden versucht worden. Von da blickte ich in den fürchterlichen Feuerschlund, sah ungeheure vorragende Felsen, zwischen denen mächtige Dampfwolken hervorbrachen, immer mit einem trüben zitternden Lichte vermischt. Ich konnte keinen Grund erkennen, aber wohl das Schlagen und Tosen der Wellen von geschmolzner Materie, welche ein solches Geräusch machten, daß sie mir von den F l u t e n u n d W i r b e l w i n d e n e i n e s s t ü r m i s c h e n F e u e r s, welche unten raseten, einigen Begriff gaben. Nachdem wir nun insoweit unsrer Neugier gewillfahrt, stiegen wir ziemlich erfroren zu der Höhle wieder her-

ab, um uns in derselben wieder zu erwärmen und zu erquicken, und kehrten alsdann nach Catania zurück, wo wir Abends, von Müdigkeit ganz erschöpft, anlangten.

Aci reale.

Den 1ten Juny.

Nachdem wir zwey Tage ausgeruht, nahmen wir unsern Weg auf Taormina und blieben in Aci zu Nacht. Den andern Morgen nahmen wir unseren Weg wenige Meilen seitwärts der Straße, um den berühmten Castanienbaum zu sehen, welcher hundert Pferde soll beherbergen können. Es ist aber kein einzelner Baum, sondern eine Gruppe, und das übrige, ob es gleich einen großen Raum einnimmt, sind alles gekappte Stämme und sehr verstümmelt. In Sicilien mögen sie wohl für ein Wunder gelten, da der größte Theil der Einwohner niemals einen größern Baum gesehen hat, als die niedrige Olive; aber wer gewohnt ist, die edlen Eichen von England zu sehen, findet hier nur einen verächtlichen Gegenstand. Ich

hatte jedoch bey dieser Gelegenheit den Trost, eine der fruchtbarsten und bebautesten Gegenden der Welt zu sehen. Nichts kann die angebaute Region des Aetna übertreffen, weder in Reichthum des Bodens, noch in der Gewalt der Vegetation. Besonders zeichnen sich die Seiten aus, welche in der letztern Zeit von keinem Ausbruch gelitten haben. Jedes Erzeugniß der Erde grünt und blühet in der größten Vollkommenheit, und die Milde und Gesundheit der Luft kommt der Fruchtbarkeit des Bodens völlig gleich. Deswegen sind diese Strecken außerordentlich bevölkert, und viel besser als irgend ein Theil Siciliens angebaut. Die Zahl der Einwohner auf dem ganzen Aetna rechnet man zu 160,000 Menschen, welche im Verhältniß größer ist, als in irgend einem andern Theile der Insel. Indem ich diese Gegend des Berges beobachtete, ward ich in meiner Meynung bestätigt, daß er ehmals höher gewesen: denn es läßt sich eine Senkung, die auf eine weite Strecke sich verbreitet, und der Rand derselben noch sehr gut erkennen.

Taormina.

Den 2ten Juny.

Wir kamen nach Taormina, vor Alters Tauromenium. Auf unserm Wege kosteten wir das Wasser des Asines. Es ist ein kalter klarer Strom, der von dem Aetna herunterfließt und jetzt fiume freddo genannt wird. Wenige Meilen weiter ist der Fluß Onobalos, nun La Cantara, ein bedeutendes Wasser, welches die Gränze des Aetna nach Norden macht. Sein Bett ist an einigen Stellen sehr tief eingeschnitten, und ich bemerkte, daß der Grund desselben eine Lavaschicht war, ob ich gleich sonst in der Gegend nichts Vulcanisches finden konnte. Zu Taormina wohnten wir bey den Kapuzinern.

Die Stadt liegt auf einem hohen Hügel. Unmittelbar darunter an der Südseite lag die alte Stadt Naxos, aus deren Ruinen die neuere entstanden ist. Gegenwärtig ist es ein armer schlechtgebauter Ort; aber die Ruinen dabey zeugen genugsam von vori-

gem Reichthum und Herrlichkeit. Der vorzüglichste Ueberrest ist ein Theater, welches unter denen, die ich gesehen, am besten erhalten war. Es ist von Ziegelsteinen, viel breiter, und von anderer Bauart als das zu Aegesta. Der äußere Corridor ist zusammengestürzt, aber das Proscenium ziemlich ganz, und man kann auch den Raum der Scene, des Podiums u. s. w. sehen. Auch sind noch verschiedene Gälerien und Zimmer daneben, deren Gebrauch die Alterthumsforscher nicht genau bestimmen können, indem sie zu weit und prächtig gewesen, als daß sie nur zur Bequemlichkeit der Schauspieler hätten dienen sollen. Das Theater von Aegesta, welches aus weit früherer Zeit ist, hat nichts von dieser Art, vielmehr scheint nur für das gesorgt, was unumgänglich nöthig war, um das Stück vorzustellen und zu hören. Das Taurominische Theater war, wie es scheint, sehr reich verziert, und zu aller Art von Schauspiel und Gepränge eingerichtet, so wie dergleichen zur Zeit der römischen Kaiser gewöhnlich war, wo ein verdorbner Geschmack schon überhand genommen hatte. Es liegen auch manche verstümmelte Säulen von Granit, Cippolin und andern köstlichen Bausteinen umher, mit Capitälen und zerbrochnen Gesimsen einer verdorbnen corinthischen Ordnung, welche beweisen,

daß das Theater unter den Römern gebaut worden, wahrscheinlich zu den Zeiten der Antonine. Es liegt an dem Abhang eines Hügels, der eine herrliche Aussicht gegen den Berg Aetna und die ganze Küste von Sicilien, sogar bis Syracus hin, beherrscht. Da diese Ruinen, von allen neueren Gebäuden entfernt, für sich allein stehen, so haben sie ein ehrwürdiges Ansehen, das durch die Betrachtung der Veränderungen, welche sie erlitten haben, noch erhöht wird. Denn aus einem Ort, wo zahlreiche und gebildete Zuhörer auf die Werke eines Sophokles und Euripides horchten, ist es ein Aufenthalt für Schlangen und Eidechsen geworden.

Außer dem Theater finden sich noch zu Taormina die Fundamente eines Tempels, ein Gebäude, welches eine Naumachie soll gewesen seyn, wie auch Wasserbehälter; aber keins von diesen besonders merkwürdig. Nachdem wir einen Tag hier zugebracht, begaben wir uns auf eine maltesische Speronara, welche wir zu Catania gemiethet hatten, und in wenig Stunden befanden wir uns in Messina.

M e s s i n a.

Wenn man in die Meerenge, der Faro genannt, hineinfährt, ist die Ansicht sehr schön und romantisch: denn die Küsten sind hoch und felsig, geziert mit Städten und Dörfern, die sich stufenweise an einander reihen. Die Einfahrt in den Hafen ist noch auffallender. Ein schöner See eröffnet sich dem Auge, an der einen Seite mit einer langen Reihe gleichförmiger Häuser bekränzt, welche, obgleich von schlechter Bauart, dennoch einen sehr edlen und prächtigen Anblick geben. Dahinter steigen nun die Heräischen Berge hervor, bedeckt mit Wäldern und Weingärten, wozwischen Kirchen, Villen und Klöster zerstreut liegen. An der andern Seite des Hafens zieht sich eine schmale Landzunge weit in die See, wie eine Sichel gestaltet; daher die Stadt den Namen Zankle erhielt. Hier steht der Leuchtthurm, das Lazareth und die Festung, welche nicht die Stadt zu vertheidigen, sondern sie zu beherrschen erbaut zu seyn scheint. Kommt man aber der Stadt näher, so verliert diese liebliche

Scene allen ihren Glanz und jeder einzelne Gegenstand zeigt ein melancholisches und niedergeschlagenes Ansehen. Mehrere Häuser sind unbewohnt, gar manche fallen schon zusammen; wenige Schiffe findet man im Hafen, und der Kay, der prächtigste und ausgedehnteste in der Welt, dient nur wenigen ärmlichen Fischern zum Aufenthalt. Alles scheint das traurige Geschick anzudeuten, welches diese unglückliche Stadt vor kurzem betroffen, und von dem höchsten Zustand des Reichthums und der Glückseligkeit zu der niedrigsten Stufe des Elends und der Verzweiflung gebracht hatte.

Nachdem wir ausgestiegen nunmehr die Stadt betraten, verdüsterte sich immer die Ansicht. Die Einwohner sind arm und zerlumpt, und die Häuser, die sonst der Aufenthalt der Großen und Reichen gewesen, mit Schmutz bedeckt und dem Einfallen nahe. Unter allen Städten Europa's ist vielleicht keine glücklicher gelegen als Messina. Die Luft ist mild und gesund, und die Gegend umher schön und fruchtbar. Der Hafen ist weit und bequem, im Centrum des Mittelmeeres, und sowohl für den östlichen als westlichen Handel günstig gelegen. Diese natürlichen Vortheile werden noch erhöht durch verschiedene Privilegien und

Freyheiten, welche der Stadt von den normännischen, deutschen und arragonischen Königen verliehen worden. Da sie die erste war, die dem König Roger die Thore öffnete, der die Insel von den Saracenen eroberte; so scheint sie ein besonders Recht auf Gunst und Vorzug gehabt zu haben. Natürlicherweise erhoben sie so manche glückliche Umstände zu Reichthum und Größe. Messina enthielt 100,000 Einwohner, und war der große Handelsplatz für diese Weltgegend. Wie aber Handel und Reichthum natürlich die Liebe zur Freyheit rege machen; so wurde den Einwohnern das spanische Joch zur Last, und im Jahr 1672, gereizt durch den Vice-König, empörten sie sich. Mit großer Tapferkeit und Ausdauer behaupteten sie sich eine Zeit lang, und gaben sich zuletzt unter den Schutz Ludwigs XIV., der damals mit Spanien in Krieg verwickelt, sie nach treu und wirksam geleisteten Diensten, schimpflich im Jahr 1678 verließ. Seit der Zeit ist es der Zweck der spanischen Staatskunst geblieben, die Stadt zu drücken und verarmen zu lassen. Der Hafen ist beynah unbrauchbar durch ungeheure Auflagen, der Handel streng beschränkt, und jede Nothwendigkeit des Lebens schwer beschatzet. Diesen traurigen Zustand noch aufs äußerste zu bringen, raffte die Pest im Jahr 1743 beynahe drey Viertel der Einwohner

hinweg, deren Zahl sich gegenwärtig nicht über 30,000 beläuft.

Wir brachten einige Tage mit Besichtigung der Stadt zu, fanden aber nichts besonders Merkwürdiges. Die Gebäude sind alle in dem modernen sicilianischen Styl und, die Kirchen ausgenommen, droht fast alles den Einsturz. Die Cathedrale ist ein sehr mäßiges Gebäude und hat eine leidliche Bibliothek, worin sich unter andern ein Manuscript befindet, die Geschichte des Aufruhrs von 1672, betitelt: Guerre civili di Messina di Francesco Cascio, Calabrese. Ich las darin so viel als die Kürze der Zeit mir erlauben wollte, und hätte gar zu gern eine Abschrift davon besessen; aber ich konnte sie auf keine Weise erhalten. Es scheint sehr meisterhaft geschrieben zu seyn, obgleich der Styl eine zu genaue Nachahmung des Dabila bemerken läßt. Schwerlich wird es jemals gedruckt werden, weil man die darin ausgesprochnen Gesinnungen von oben herein nicht billigen kann. —

Der Strudel Charybdis, so fürchterlich in der poetischen Beschreibung, befindet sich gerade vor dem Hafen von Messina. Er ist niemals merklich, als

wenn der Wind gegen die Strömung weht, und dann mag er wohl geringe Schiffe verschlungen haben. Zu Homers Zeiten, als die Schiffahrt noch unvollkommen war, mag er wirklich schrecklich gewesen seyn, ja zu Zeiten Virgils nicht ohne Gefahr: denn die Römer waren, in Vergleich mit den Neuern, sehr verächtliche Seeleute. Doch ist die Beschreibung desselben in der Aeneide (III, 420.) sehr weit über der Wirklichkeit, auch bey dem stürmischsten Wetter:

Laevum implacata Charybdis
Obsidet, atque imo barathri ter gurgite vastos
Sorbet in abruptum fluctus, rursusque sub auras
Erigit alternos, et sidera verberat undâ.

Auch sieht man keinen Grund, zu vermuthen, daß der Wirbel jemals gewaltsamer gewesen als gegenwärtig. Virgil aber schreibt als ein Dichter und nicht als ein Naturforscher, und zeigt sich hier nicht hyperbolischer als in manchen andern Stellen seines Werkes.

(Beschluß des Tagebuchs.)

Ober-Italien und die Schweiz.

Im Jahr 1778 wurde, in entgegengesetzter Richtung, eine Reise nach dem obern Italien und der Schweiz unternommen; es geschah in Gesellschaft der Familie Gore. Man ging über Bologna nach Venedig und Mailand, nach dem Lago Maggiore und Lago di Como, über den Gotthard nach Luzern, Bern, seitwärts durch die Gletscher des Grindelwaldes, nach Lausanne und Genf, wo Hk seinen Bruder Carl, nebst dem berühmten Maler Joseph Vernet antraf, der seiner Gesundheit wegen eine Reise in die Schweizerbäder gemacht hatte. Dieß unverhoffte Wiedersehen war für beyde Künstler gleich erfreulich, und gern hätte Vernet in Gesellschaft seines alten Freundes die Reise nach dem schönen Italien wiederholt, wo allein, nach der Ueberzeugung beyder, der Landschaftsmaler in seinem Elemente lebt.

Hk ging hierauf über Savoyen und Piemont nach Florenz, wo er sich nur kurze Zeit aufhielt.

Dem Großherzog Peter Leopold, welchem er schon vormals bekannt war, mußte er verschiedene Erläuterungen über die Art und Weise Oelgemälde zu restauriren, und über den dabey anzuwendenden Mastix-Firniß geben. Für Lord Cowper, den Schwiegersohn des Herrn Gore, malte er einige kleine Bilder.

In Rom angelangt benutzte er nun die mitgebrachten Schätze der mannigfachsten Studien. Er malte dem Prinzen Aldobrandini, mit dem er oftmals auf dem Lande gewesen, in Frascati ein Cabinett in Gouache. Dieß gab die Veranlassung, daß dessen Neffe, Prinz Marc-Antonio Borghese, in seiner weltberühmten Villa Pinciana, eine ganze Galerie von Hackert gemalt haben wollte; welche denn auch, zu des Prinzen vollkommner Zufriedenheit, im Jahre 1782 zu Stande kam. Diese Galerie oder Saal enthält fünf große Landschaften, ferner vier kleinere Seestücke, die über den Thüren angebracht sind. Bey dieser Arbeit wurde jedoch der Künstler sehr eingeschränkt: denn er hatte, nach des Prinzen Wunsch, gewisse Gegenstände vorzustellen, die seinem malerischen Geschmack ganz zuwider waren.

Zu gleicher Zeit malte er viele Staffeleygemälde,

unter andern zehn Aussichten von dem Landhause des Horaz; welche ihm nachmals die Königinn von Neapel abkaufte, um ihrer Frau Schwester, der Erzherzoginn Marie Christine in Brüssel, ein angenehmes Geschenk damit zu machen. Allein das Schiff, das diese Bilder führte, ging auf der Seereise zu Grunde. Glücklicherweise sind die vorher unter Hackerts Leitung davon gemachten Kupferstiche noch vorhanden.

Indessen hatte sich der Ruf seiner Verdienste immer mehr ausgebreitet; alle bedeutende Fremde, von jedem Rang und Stande, besuchten ihn; und ob er gleich, noch vor seiner Reise in die Lombardie, auf Herrn Gore's Rath, die Preise seiner Gemälde für die Zukunft um ein Drittel vermehrt hatte: so waren doch immer für Holland, England, Deutschland, Polen und Rußland, öfter auf sechs bis sieben Jahre, Vorausbestellungen vorhanden, so daß mancher Liebhaber starb, ehe er noch zu dem Besitze seines gewünschten Gemäldes gelangen konnte.

Großfürst und Großfürstinn.

Um diese Zeit war der Großfürst und die Großfürstinn von Rußland nach Rom gekommen, und Hackert wurde denselben beym Rath Reiffenstein vorgestellt. Er brachte viele Abende bey ihnen zu, und begleitete sie und den Prinzen Ludwig von Würtemberg, nachmaligen Churfürsten, da Reiffenstein am Podagra krank lag, nach Tivoli und Frascati.

Sie hatten von ihm gehört, daß er im Frühjahr 1782 eine Reise nach Neapel machen werde, worauf sie sogleich viele Bestellungen von dortigen Aussichten, mehreren umliegenden interessanten Gegenden, als von Puozzoli, Baja und Caserta, bey ihm zu machen geruhten; so wie sie schon vorher verschiedene andere Gemälde von Frascati und Tivoli für sie zu fertigen, ihm aufgetragen hatten. Bey dieser Gelegenheit drang sowohl der Großfürst als die Großfür-

stinn darauf, daß Hackert sich entschließen möchte, eine Reise nach Rußland zu machen.

Zweymal vorher hatte schon die Kaiserinn Catharina ihm Vorschläge zu einer solchen Reise thun lassen, mit dem Erbieten, ihn unter ehrenvollen und vortheilhaften Bedingungen in ihre Dienste zu nehmen; er hatte es aber immer unter mancherley Entschuldigungen abzuwenden gesucht. Diesmal aber mußte er es beyden, und wenigstens einen zweyjährigen Aufenthalt versprechen. Besonders drang die Großfürstinn auf das gnädigste in ihn, so daß er seine Bestellungen, seine Gesundheitsumstände und was er sonst noch vorzubringen wußte, vergeblich entgegensetzte. Der Großfürst verlangte schriftlich, was er an jährlichem Gehalt und was er sonst noch begehre. Seine Forderungen waren groß, und die Sache verzögerte sich. Endlich schrieb er darüber an den Vice-Admiral Czernitscheff, welcher die Kaiserinn über die Sache sprach. Diese verlangte den Hackertischen Originalbrief zu sehen, und sagte, als sie ihn gelesen hatte: „Ich sehe, daß des Mannes Gesundheit für unser Clima zu schwach ist, und merke deutlich, daß er nicht Lust hat zu kommen; es ist besser, ihn in Rom zu lassen und ihn dort zu beschäftigen.“ —

Was auch die Kaiserinn zu dieser Entscheidung mochte bewogen haben, so erkannte sie der Künstler mit unterthänigstem Danke. Denn er war in Rom etablirt, hatte viele bestellte Arbeit, konnte die Kälte nicht vertragen, und befand sich in manchen andern Verbindungen, die ihm eine solche Reise zu machen nicht erlaubten.

Graf Rasumowsky.

Im Jahre 1782 machte er eine malerische Reise nach Neapel. Unterwegs zeichnete er vieles in Terracina, Capo Circeo, Itri, Molo di Gaeta, Sessa u. s. w. Er eilte jedoch nach Caserta, um Studien zu einem großen Bilde zu sammeln. Für die Großfürstinn von Rußland sollte die Ansicht des Palastes von Caserta, nebst der Campagna Felice, von S. Leocio her genommen, abgebildet werden.

Er kannte schon seit mehrern Jahren den Grafen Andreas Rasumowsky, der jetzt in Neapel russischer Minister war. Dieser Liebhaber der Künste

machte alle Morgen eine Spazierfahrt dahin, wo *PH* zeichnete. Da nun die Studien in S. Leocio sechs Tage dauerten, und der Graf alle Morgen kam, um zuzusehen; so hatten die Jäger dem Könige gesagt, daß ein Maler daselbst viel gezeichnet habe, und daß der russische Minister jeden Morgen gekommen sey, ihn zu besuchen. Der König fragte den Grafen, was das für ein Maler wäre, und erhielt zur Antwort, daß *PH* schon vieles für Catharina die Zweyte gemalt habe, und daß er gegenwärtig Studien mache zu einem bedeutenden Bilde für die Großfürstinn von Rußland; auch in Puozzoli, Baja und andern Orten würde er dergleichen verfertigen. Der König verlangte den Künstler zu sehen und zu sprechen.

Der Graf Rasumowsky meldete also an *PH* das Verlangen des Königs; und da der Hof im May nach Castel a Mare ging, leitete man die Sache so ein, daß *PH* an diesem Orte dem König vorgestellt wurde. Er hatte nichts weiter von seiner Arbeit bey sich, als ein kleines Gouache-Bild, welches dem Grafen Rasumowsky gehörte; der König bestand aber darauf, alle Studien zu sehen, welche *PH* gemacht hatte. Dieses war dem Künstler nicht erfreulich. Man machte viele Vorstellungen, daß ein Künst-

ler nicht gern unfertige Sachen einem solchen Monarchen zeige, und was dergleichen Entschuldigungen mehr seyn mochten. Allein der König ließ sich nicht abwendig machen und bestand darauf, alles zu sehen, was in der letzten Zeit gemacht war. So packte denn *KH* seine Studien zusammen und ging nach Massa, Sorrent und Castel a Mare.

König von Neapel.

Den folgenden Tag wurde er in der Villa des Königs, Guisesana, Nachmittags um vier Uhr vorgestellt. Der König setzte sich und betrachtete alles mit Aufmerksamkeit. *KH* hatte eben keine große Vorstellung von der Einsicht des Königs, und verwunderte sich daher um so mehr, daß derselbe mit gesundem Verstande und besser sprach, als sonst Liebhaber zu thun pflegen. Das Gouache-Gemälde gefiel ihm außerordentlich; doch kannte er auch alle Gegenden im bloßen Contour, und bewunderte, daß in einem nackten Umriß die Gegend mit so viel Deutlichkeit und Richtigkeit könne ausgedrückt werden.

Er besah alles zum zweyten Mal mit vieler Zufriedenheit und sagte: so etwas habe er noch nie gesehen. Da es aber 6 Uhr war, so war es Zeit, auf die Kaninchen-Jagd zu gehen. Die Königinn, die wenig oder nichts gesehen hatte, sagte: „Der König hat mich des Vergnügens beraubt, Eure Sachen genau zu betrachten. Ich hoffe, Ihr werdet mir erlauben, auch alles mit Bequemlichkeit anzusehen.“ Sie fügte, nach ihrer Liebenswürdigkeit, noch viel Artiges hinzu. Graf Lamberg, der kaiserliche Minister, war zugegen, und als großer Liebhaber beschaute er alles mit vielem Vergnügen.

Als der König auf die Jagd ging, winkte er dem Grafen Rasumowsky; dieser folgte, und der König verlangte, er solle mit PH sprechen und ihm sagen: der König wünsche vier Gouache-Gemälde zu haben, und wolle zu einigen die Gegenden selbst wählen. PH erwiederte dem Grafen, daß er es gern thun würde, ohngeachtet der Kürze der Zeit und der vielen übernommenen Arbeiten.

Nachdem nun der Hof von Castel a Mare wieder nach Caserta gegangen war, wo der König ein populares Aerndtefest in Boschetto, Abends mit Illu-

mination und anderm Erfreulichen gab; so ließ er H. einladen, auch dahin zu kommen, empfing ihn wohl und verschaffte ihm die Bequemlichkeit, alles in der Gegend, besonders seine Jagden, zu sehen. Gelegentlich sagte der König zu ihm, daß er wünsche, eine Aussicht von seinem Jagdhause zu S. Leocio zu haben, und fügte hinzu: er wisse wohl, daß dieses keine malerische Gegend sey; allein da dieser Ort ihm stets gefallen, und er in seiner Jugend viele Tage daselbst zugebracht habe, so würde es ihm lieb seyn, davon ein gutes Bild zu sehen. H. machte die Zeichnung davon, indeß die Schnitter ärndteten: (denn die Aerndte ist hier später als in Caserta, wegen der höheren Lage,) und während er zeichnete, kam der König und sah zu; da er denn so viel Vergnügen fand, daß er für sich und sein Gefolge gemeine Jägerstühle kommen ließ, sich zu dem Künstler setzte und genau auf die Arbeit merkte. Indem er sich nun über die Richtigkeit und zugleich über den Geschmack in den Umrissen freute, fragte er mit vieler Bescheidenheit: ob im Vorgrunde nicht die Schnitter, Weiber, die das Getreide binden, nebst verschiedenen Knabenspielen, die im Lande üblich sind, angebracht werden könnten. H. antwortete, daß es sehr schick-

lich sey, und führte den Gedanken aus. Dieß Bild hing nachher im Schreibcabinette des Königs.

Während nun *PH* zeichnete, sprach der König verschiedenes. Unter andern sagte er, mit einem großen Seufzer: „Wie viel Tausende gäb ich, nur den zehnten Theil von dem zu wissen, was Ihr wißt. Man hat mich auch wollen zeichnen lehren; man hat es mich aber so gelehrt, wie alles andere, so daß ich wenig weiß. Gott vergebe es denen, die meine Aufseher und Lehrer waren! sie sind jetzt im Paradies."

Die übrigen drey Gegenden zu jenen bestellten Gouachen waren sehr malerisch, Persano, Eboli und Caserta. Während dieser Arbeit mußte Hackert dem König versprechen, ihm ein großes Bild von Castel a Mare zu verfertigen mit seinen Galeotten. Er mußte deshalb in Neapel länger verweilen, um die nöthigen Studien zu machen: denn alles sollte ganz genau nach der Kunst der Seeleute verfertigt seyn. Zu Anfang Septembers sendete *PH* die vier Gouache-Gemälde; der König freute sich so sehr darüber, daß er selbst sie im Casino von Pausilippo aufhing, von da nach Portici mitnahm, und hernach im Schreibcabinette zu Caserta aufstellte. Der Künstler kam Mitte

Octobers nach Caserta, und brachte dem König das große Oelgemälde von Castel a Mare, welches sehr gut aufgenommen ward.

Die Königinn ihrerseits war froh, daß ihr Gemahl Geschmack an schönen Künsten fand, und *PH* stand daher auch bey ihr in Gnaden. Sie verlangte ein Gemälde für ihre Schwester Marie Christine. Er hatte den See von Nemi gemalt, den er seiner Familie zum Andenken lassen wollte, und dieß war zu jener Zeit das einzige Bild, welches er für sich behalten hatte. Er schlug es indessen vor, ließ es nach Caserta kommen, und die Königinn kaufte es sogleich.

PH mußte mit dem König auf alle Jagden gehen, um alles genau zu betrachten und kennen zu lernen, weil viele derselben gemalt werden sollten. Der König bestellte ein großes Bild von vierzehn Fuß Länge, eine Art von antiker Parforce-Jagd al Zingaro. Eine andere Parforce-Jagd von Carditello folgte darauf. Herbst und Winter wurden mit Studien zugebracht.

Kaiser Joseph II.

Kaiser Joseph der Zweyte kam nach Neapel und nachher auch Gustav Adolph, König von Schweden. Joseph nahm keine Feste an als Jagden; besuchte PH, sprach viel mit ihm, aber bestellte keine Arbeit. Der Kaiser ging auf die Jagd nach Persano, wo er zehn Tage blieb; PH mußte den König dahin begleiten, um Studien zu machen. Dieser hatte vier Gemälde bestellt für einen runden Saal al Fusaro, welche die vier Jahrszeiten abbilden sollten, neapolitanische Gegenden mit modernen Figuren, nach Landesart bekleidet, welches sehr malerisch ausfällt. Der König lud Joseph den Zweyten nach al Fusaro ein; PH mußte mit drey fertigen Skizzen jener Bilder dahin kommen. Vor dem Mittagsmahl erklärte der König dem Kaiser mit viel Energie und Geschmack die Bilder, so daß die Königinn sich verwunderte und zu PH sagte: „Ihr habt den König sehr in die Kunst eingeweiht, welches mir viel Vergnügen macht. Der liebe Gott hat Euch zu uns geschickt! Ich bin

entzückt, daß der König Geschmack an den schönen Künsten findet, und das haben wir Euch zu danken." Sie sagte dieses und anderes Höfliche mehr in französischer Sprache.

PH blieb in Neapel bis Anfangs Juny, und da Graf Rasumowsky die Bäder in Ischia nehmen wollte; so mußte PH versprechen, den Augustmonat und einen Theil des Septembers ihm Gesellschaft zu leisten. Der Künstler transportirte eins der großen Bilder, die Jahrszeiten vorstellend, nach Ischia in den Palast des Grafen. Der König stattete daselbst einen Besuch ab, und in den heißen Stunden des Tags war er bey PH und sah malen. Im October kehrte dieser nach Caserta zurück, um die Arbeit fortzusetzen.

Zum Grunde eines jeden Bildes der vier Jahrszeiten war eine Gegend nach der Natur genommen: der Frühling zu S. Leocio, gegen Pie di monte Alifa zu, mit dem Voltarno; der Sommer zu S. Lucia di Caserta gegen Mattacone; der Herbst zu Sorrento gegen Neapel; der Winter zu Persano, mit dem Berg Postiglione, der mit Schnee bedeckt war. Diese vier Bilder kamen, wie gesagt, in einen runden

Saal eines Pavillons im Lago Fusaro, der zur Jagd und Fischerey bestimmt war. Die Bilder wurden 1799 durch die Lazaroni geraubt, und man hat nie erfahren können, wo sie geblieben sind. Die vier kleinen, welche als Skizzen dienten, kaufte die Königinn und schenkte sie ihrer Schwester Marie Christine, und sie befinden sich noch bey dem Herzog Albert von Sachsen-Teschen. PH bedauerte den Verlust dieser Gemälde, weil er sie für seine beste Arbeit hielt, die er in Neapel für den Hof gemacht hatte.

Ferner bestellte der König ein großes Bild, wie es schon oben angedeutet worden, eine Art von Parforce-Jagd zu Pferde, mit Lanzen und Hunden, nach Art und Weise der Pallieser. Zu diesem Bilde gehörten viele Studien, sowohl der Personen, als der Pferde, Hunde und mancherley Geräthschaften. Die Gegend der Jagd war al Zingaro. Der König wollte sein Portrait auf diesem Bilde haben, und saß dem Künstler ein und eine halbe Stunde; es fiel sehr ähnlich aus. Gegenwärtig besitzt es Graf Dönhoff von Dönhoffstadt in Berlin. Auch viele Cavaliers saßen ihm und wurden sehr ähnlich, als: der Duca di Riario, Don Marco Ottobono,

der Duca di Castel Pagano und mehrere. Dieses Bild kostete viel Zeit, Mühe und Arbeit: denn alles mußte nach der Jägerkunst sehr richtig vorgestellt werden, so daß dieses Bild erst 1784 fertig wurde. Ferner mußte noch auf ein kleines Bild der König zu Pferde gemalt werden, im Jagdkleide, wie er mit zwey Hunden einen Hasen hetzt.

Caserta.

Graf Rasumowsky wurde zurückberufen, und der König gab EH ein Logis auf dem alten Palast. Indessen verursachte der Aufenthalt bey Hofe, die Begleitung zu den Jagden, die Hin- und Herreisen von Rom nach Caserta, großen Zeitverlust und viele Kosten; so daß EH, da er nur seine gewöhnlichen Preise vom König erhielt, endlich eine Schadloshaltung verlangte. Der König wollte sich hierzu nicht verstehen; die Sache ging nicht vorwärts, so daß EH zuletzt deutlich erklärte: wenn ihm Ihro Majestät nicht 100 neapolitanische Ducaten monatlich für die Extra-Ausgaben Schadloshaltung gebe; so würde er zwar

die angefangenen Arbeiten fertig machen, aber in der Folge in Rom bleiben, und den König von dorther bedienen, ohne weiter hin und her zu reisen.

Die Königinn war unzufrieden über das Betragen des Königs, und *H* sprach nicht mehr von der Sache. Im Januar 1785 bat er um die Erlaubniß nach Rom zurückzukehren, und der König lud ihn ein, im October wieder nach Caserta zu kommen, welches er auch versprach. Dieses geschah im Studium des Künstlers. Der König sagte ihm: „Ich erwarte Euch auf dem Palaste um 6 Uhr; denn ich will Euch nochmals vor Eurer Abreise sprechen." *H* kam; der König war sehr gnädig und schenkte ihm 200 Unzen in Gold, nebst sechs Fasanen und andern Dingen. Die Königinn sah den Künstler am folgenden Tag um 12 Uhr, schenkte ihm ein kleines Andenken, einen Ring mit ihrer Chiffer, mit viel höflichen Ausdrücken, und er mußte hoch und theuer versprechen, im October wieder in Caserta zu seyn.

Anstellung.

Die Gebrüder Hackert kamen auch wirklich um die bestimmte Zeit zurück, und alles ging seinen alten Gang. Im Jahre 1786 sprach der König mit PH, daß er ihn und seinen Bruder Georg engagiren wolle, und sie in Neapel bleiben sollten. Diese Sache wurde sehr weitläuftig durch den Ritter Gatti und den General Acton betrieben. Nachdem alles beredet war, stellte PH die Conditionen für sich und seinen Bruder, und sagte den Inhalt selbst an den König. Dieser wies ihn wieder an den General Acton, der es im Rath vorstellen sollte. Dieß geschah im März, und Acton schrieb ein Billet, daß der König die Conditionen approbirt habe. Am Ende des Aprils erhielten die Brüder erst die Depesche von der Finanzsecretarie, wo die Pension sollte gehoben werden. Die Brüder reisten nach Rom und machten Anstalt nach Neapel zu ziehen, welches im Julius geschah. Sie erhielten ein herrliches Logis im Palast Francavilla in der Chiaja.

Nun ist es gewöhnlich, daß die Cammermaler, wenn sie in königliche Dienste treten, einen Eid ablegen müssen; da PH aber schon beynahe vier Jahre dem Könige als Maler gedient hatte und sehr bekannt war, so sprach der König nie von dem Eide; auch kann in Neapel kein Protestant den catholischen Eid ablegen. Ein Cavalier aber sagte einst zum König: ob Ihro Majestät wohl wüßten, daß PH nicht zur römisch-catholischen Kirche gehöre. Der König antwortete: „Ich weiß es sehr wohl: wisset aber auch, daß es ein ehrlicher Mann ist, der einen vortrefflichen moralischen Character hat, und mir mit aller Treue ohne Eidschwur dient. Ich wünsche, daß mir meine Catholiken mit der Treue dienen mögen, wie er."

Familiarität des Königs.

Einst wollte PH nach Caserta fahren, wo er seine Wohnung im alten Palast hatte. Er traf den König auf dem Weg von Capua nach Caserta — und wer dem König in der Stadt oder auf dem Lande begegnet, muß stille halten — der König kannte ihn

sogleich, grüßte ihn sehr freundlich, nach seiner gewöhnlichen Art, und fuhr nach Caserta. Er kam von Carditello und speiste gewöhnlich um 1 Uhr. PH eilte nach, und sobald er in seinem Quartier war, lag ihm nichts näher am Herzen, als sich sogleich dem König zu präsentiren, weil dieser ihn schon gesehen hatte. Ueber dem Auspacken verging die Zeit, und eben da er das Hemd wechselt, tritt der König in sein Schlafzimmer und spricht auf eine gnädige freundliche Weise: „Seht, wir sind geschwinder. Ich bin der erste, der Euch die Visite macht.“ Er befahl, PH solle sich völlig ankleiden, und hielt sich eine gute halbe Stunde auf, um seinen Wagen zu erwarten. Er fragte: „was macht Ihr morgen?“ PH sagte: wenn Ew. Majestät keine andern Befehle geben, so richte ich mich zur Arbeit ein. „Morgen früh, sagte der König, komm' ich wieder; aber übermorgen müßt Ihr mit mir gehen. Ich habe schöne Aussichten entdeckt, die ich Euch zeigen werde.“ Sie waren auch wirklich schön.

Liebhaberey des Königs.

Der König war von Jugend auf ein passionirter Jäger, weil er dazu erzogen war. Seine Gesundheit in seinen Jugendjahren soll sehr schwächlich gewesen seyn; durch die Jagd ist er stark, gesund und frisch geworden. PH, der die Gnade hatte, von ihm eines Tages eingeladen zu werden und bey ihm auf seinem Posten war, hat ihn unter hundert Schüssen nur einen einzigen fehlen sehen. Doch war es nicht allein die Jagd, sondern das Bedürfniß in der frischen Luft zu seyn, was ihn gesund erhielt. PH hat oft Gelegenheit durch sein Zeichnen gegeben, daß die Jagden nicht gehalten wurden; denn ihn arbeiten zu sehen, amüsirte den König so sehr, daß er zufrieden war, wenn er nur Beschäftigung in der freyen Luft hatte.

Was der König gelernt hat, weiß er vollkommen richtig und gut. Hackert ist oft mit ihm zur See nach Ischia und Capri gewesen. Des Nachts com-

mandirte seine Corvette der Capitain, des Tages der König so gut als der beste Seeofficier. Die Fischerey und Anlagen zur Fischerey verstand er vollkommen, so wie er es auch bewiesen hat auf dem See von Fusaro, der schon von Alters her durch einen Canal Zusammenhang mit der See hat und deswegen Salzwasser ist, wohin der König Austern aus Taranto zu See in Behältern kommen ließ, um sie da zu vermehren; welches auch in wenig Jahren den glücklichsten Erfolg hatte. Die Fischerey war gemeiniglich auf dem See von Fusaro vor Weihnachten, wo alsdann der König viele tausend Pfund verkaufte. Die Austern wurden in den Monaten, worin sich ein R befindet, öffentlich, sowohl in Neapel als am See selbst für einen billigen Preis verkauft; in den Monaten, wo kein R. ist, als vom May an bis in den September, durfte keine Auster angerührt werden, weil sie sich in diesen heißen Monaten vermehren. Der König ruderte wie der beste Matrose, und schalt sehr seine Seeleute, wenn es nicht richtig nach dem Tact der Kunst ging. Alles was er weiß, macht er vortrefflich, richtig und gut. Will er belehrt seyn, so ist er nicht eher zufrieden, als bis er die Sache gründlich begriffen hat. Er schreibt eine vortreffliche Hand und schreibt geschwind, verständig, kurz und mit

Nachdruck. Hackert hat die Gesetze von San Leocio gesehen und gelesen, bevor sie gedruckt wurden. Der König hatte sie einem seiner Freunde übergeben, der nachsehen mußte, ob auch Fehler gegen die Orthographie darinn wären, wo denn hin und wieder nur einige Kleinigkeiten zu ändern waren. Sie wurden hernach abgeschrieben und gedruckt. Hätte man diesen Herrn zu Studien angehalten, und ihn nicht zu viel Zeit täglich mit der Jagd verderben lassen; so wäre er einer der besten Regenten in Europa geworden.

Wohlleben.

Er war mit dem König in Persano auf den Jagden, um Studien zu zeichnen und zu malen für die Bilder, die der König bey ihm bestellt hatte. Es war im Januar, als ihm der König aufgegeben hatte, verschiedene Thiere, besonders wilde Schweine, Hirsche, Tannthiere und Rehe zu malen. Diese Studien konnten nicht in ein oder zwey Tagen gemacht werden. Die Cammertafel war um 12 Uhr, also

wollte Ph. nicht speisen, um seine Arbeit bis an den Abend fortzusetzen. Der König kam gemeiniglich zu Hackert, um zu sehen, was er gemacht hatte, ehe er oben in sein Apartement ging. Eines Tages war es schon Nacht, als der König zurück kam. Sobald er in seinem Zimmer war, ließ er sich kleine Würste von Schnepfen, mit Schweinefleisch vermischt, geben, weil ihn hungerte, und ein Glas Burgunder: denn auf diesen Jagden speiste er nichts zu Mittag, als etwas kalte Küche. Während daß er die Salsicie aß, sagte er zu seinem Kammerdiener Borelli: „Gehet hinunter, rufet mir den Hackert: er soll kommen so wie er ist, und mir zeigen, was er heute gemacht hat." Dieß geschah sogleich. Die Königinn befand sich bey dem König; er sah alles mit Wohlgefallen an; endlich sagte er: „Ich finde, daß Ihr heute viel gearbeitet habt, worüber ich erstaune." — Ph. sagte: wenn ich nicht fleißig bin, und ein Scirocco kommt; so verdirbt alles Wild. Die armen Jäger, denen Ihro Majestät es geschenkt haben, würden sehr übel auf mich zu sprechen seyn. — „Es freut mich, daß Ihr so charitabel denkt. Habt Ihr den Mittag gegessen?" — Gefrühstückt, erwiederte Ph. Zu Mittag kann ich nicht eher speisen, als wenn meine Tagesarbeit vollendet ist, es sey um welche Uhr und

Zeit es wolle. Mit vollem Magen läßt sich nicht wohl studiren. — „Diese Würste sind außerordentlich gut gemacht. Ich hoffe, sie werden Euch so gut schmecken wie mir. Borelli! sagt, daß ich befohlen habe, Hackert von denselben Würsten zu geben und von demselben Burgunder, damit er sich nach so vieler Arbeit wohl erhole." Er befahl den andern Tag dem Küchenmeister, daß wenn Hackert nicht zur gewöhnlichen Stunde zur Staatstafel kommen wollte oder könnte, er ihm um die Zeit, wenn er es verlangte, zu speisen gäbe. Man sah die Gutherzigkeit, womit der König alles that und sagte.

Geschenke.

Der König ist außerordentlich gnädig und höflich. PH erinnert sich nicht, daß der König ihm je befohlen hätte: Ihr müßt oder Ihr sollt das thun; sondern immer pflegte er mit Artigkeit zu sagen: Hackert, Ihr werdet mir den Gefallen thun, Ihr werdet mir das Vergnügen machen, dieß oder jenes zu thun; oder gar: Ich bitte Euch das zu thun. Ist die Sa-

che gemacht; so dankt er sehr höflich dafür, und macht Wildpret von allerley Art zum Geschenk, nachdem die Jagden sind und nachdem er weiß, wie einer mehr oder weniger Liebhaber davon ist und es auch mit Geschmack genießt.

Damit der König nun bey der Austheilung Niemand vergesse, so hat er eine Note von allen denen, die gemeiniglich Wildpret geschenkt bekommen. Nach der Jagd tritt ein Schreiber auf, der alles erlegte Wild genau aufzeichnet. Wenn dieses geschehen, so reitet oder fährt der König nach Caserta. Ist das Wildpret nachgekommen, so zeigt man es dem Könige an. Die wilden Schweine werden gewogen, und am Ohre des Thiers Bley angebunden, worauf das Gewicht gestempelt wird. Sodann wird wieder eine neue Note gemacht, und alles dieses geschieht in des Königs Beyseyn. Nun folgt erst die Note der Austheilung. Zuvörderst steht die Königinn, die eine ziemliche Anzahl bekömmt, welche sie gleichfalls wieder vertheilt. Und auf diese Weise bekommt Jedermann richtig, was ihm der König zugetheilt hat. Ein Träger trägt das Schwein, ein Läufer begleitet ihn, und bringt das Geschenk an seinen bestimmten Herrn im Namen des Königs. Hackert, als Cam-

mermaler, und seine Classe bey Hofe, als die Cammermedici, Cammermeister der Musik, wie Paesiello, mit welchen diese Classe aufhört, bekamen bey großen Jagden jährlich ein wildes Schwein; Hackert hat öfters vier bis fünf bekommen. Bey kleinen und mittelmäßigen Jagden, auch wenn er mit dem Könige auf der Jagd gewesen war, bekam er allemal einen Jährling von etwa 120 Pfund, welches die besten waren. Oefters schoß der König, wenn die Fasten früh anfingen, in der Fasanerie wilde Schweine, zwey oder drey, die da Schaden anrichteten. Da bekam der Ritter Hamilton das größte, und Hackert das kleinste, weil sie als Protestanten Fleisch speisen konnten. Letzterer erhielt einst in der heiligen Woche ein Schwein, nebst einem Korb voll Becassinen, deren über Hundert waren. Da die Jahrszeit schon warm war, so verschenkte er einen großen Theil in Neapel an seine protestantischen Freunde; viele wurden bey ihm verzehrt; und in der heiligen Woche kamen oft catholische Freunde, die wegen Unpäßlichkeit Erlaubniß hatten Fleisch zu essen.

Wenn die große Fasanenjagd war, wo sechs bis siebenhundert geschossen wurden, bekam ein jeder von seiner Classe einen Fasanen, Ph. aber bekam zwey.

Der König sagte: „alles was von Hackerts Bekannten nach Caserta kommt, gehet bey ihm zu speisen: er muß zwey haben.“ Außerdem bekam er rothe Rebhühner, Schnepfen, Enten und allerley Jagd, welches natürlicher Weise vielen Neid erregte. Im Sommer, wenn der König in Belvedere sich aufhielt, war Hackert in seiner Wohnung in Caserta. Der König bekam oft aus Neapel einen großen Fisch, Pesce Spada, (Schwerdfisch). Dieser Fisch kommt mit dem Tonno aus dem Archipelagus ins mittelländische Meer, im May, hat seinen Zug und geht gegen Ende Augusts wieder zurück, wie der Tonno. Er ist außerordentlich delicat, etwas fett, und man kann nicht viel davon essen, denn er ist schwer zu verdauen. Er ist sehr groß, lang und rund, oft sieben bis acht Fuß, auch noch länger, ohne sein Schwerd, das vorn am Kopfe über dem Maul ist. Wenn der König einen solchen Fisch bekam, so theilte er ihn selbst ein. Hackert kam eines Tages von ohngefähr dazu. Als er die Treppe in Belvedere hinaufgehen wollte, hörte er die Stimme des Königs in der Küche. Der König rief ihm, er sollte kommen und den großen schönen Fisch sehen. Drauf wies der König dem Koch, wie viel er zu dem Kopf lassen sollte, und sagte: das ist für uns; hernach ein großes Stück für

die Königinn, welches sogleich des Abends in der Frische, mit Schnee bedeckt, spedirt wurde; hernach ein Stück für Monsignore Bischoff von Caserta, für den Intendanten von Caserta ein Stück; dann für Don Filippo Hackert und für den Architect Collicini. Jedes wurde auf eine silberne Schüssel gelegt und einem jeden zugestellt. Die Portion war so groß, daß Hackert oft noch zwey Freunde beschenkte, und doch auf drey Tage für sich behielt. Dieser Fisch ganz frisch, ist nicht eßbar; er muß bis auf einen Punct, wie das Fleisch, mortificirt seyn. Er wird gemeiniglich bloß auf dem Rost in dünnen Stücken gebraten und mit verschiedenen Saucen gegessen. Wenn er gebraten ist, hält er sich viele Tage und wird alsdann kalt mit Oel und Limonien genossen. Er bekam alle Wochen Geschenke an Speisen vom Könige; im Sommer hauptsächlich Fische, die der König aus Neapel zum Präsent erhalten hatte, und die das beste waren, was die See ergiebt. Er bekam oft eine große Schüssel Kehlen, die hinten am Kopf des Tonno sind. Dieß ist das zarteste Fleisch an jedem Fisch; man kann kaum mehr als zwey essen. Sie werden mit der platten Gräte, die unter ihnen liegt, ohne alle andre Umstände, auf dem Rost gebraten. Verschiedene Fremde von Stande, die diese Speise nicht kann-

ten, haben sich oft bey Hackert eine Unverdauung gegessen, weil sie zu viel davon aßen. Es ist gewiß, daß es von den Fischen der größte Leckerbissen ist, den man essen kann.

Aushülfe.

Eines Tages, da der König in Belvedere war, sagte er zu Hackert: „Morgen früh um 10 Uhr werde ich auf dem Palast in Caserta seyn. Kommt, wir wollen viele Arrangements wegen meines Schreib-Cabinets treffen.“ — Wenn der Hof nicht auf dem Palaste wohnet, so stehen keine Wachen vor den Thüren im Palaste, daß also ein jeder gehen kann, weil die Zimmer verschlossen sind; die Treppen u. s. w. bloß sind mit Schildwachen besetzt. Der Ritter Hamilton nebst einer ansehnlichen vornehmen Gesellschaft hatten Hackert ersucht, ihnen einen Mittag zu essen zu geben, weil sie den englischen Garten sehen wollten. Dieser hatte den Ritter gebeten, ihm, wenn sie kommen wollten, den Tag zu bestimmen, weil die Hitze sehr groß in Caserta des Sommers ist, und

man keine Provision von Fleisch nur einen Tag halten kann; sonst würden sie eine sehr schlechte Tafel finden. Der Ritter hatte wirklich geschrieben, aber Hackert keinen Brief erhalten. Gegen elf Uhr kam die ganze Gesellschaft von acht Personen in seiner Wohnung an, und ließen ihm aufs Schloß sagen: wenn er ihnen in den englischen Garten nachkommen wollte, so sollte es ihnen lieb seyn; wo nicht, so würden sie um vier Uhr zur Tafel kommen. Der Koch war sehr bestürzt und schickte zu Hackert auf den Palast. Der König sagte: „Don Filippo, da ist Joseph, Euer Kutscher! (der König kannte genau alle seine Leute) gehet hin, er hat Euch gewiß was zu sagen." — Der Kutscher brachte die Nachricht, die Hackert mißfiel. Wie er zum König zurück kam, fragte dieser: „was will der Joseph von Euch haben?" — Hackert mußte dem König alles sagen. Zugleich setzte er hinzu: ich habe dem Koch sagen lassen, er soll machen was er kann und was zu haben ist. Warum hat der Ritter nicht Nachricht vorher gegeben. Der König lachte herzlich und sagte: „Hamilton wird sehr unzufrieden seyn, wenn das Mittagessen nicht gut ist. Es schadet ihm aber nichts; warum hat er nicht avisirt." Hackert sagte: Ew. Maj. wissen, daß in Caserta nichts anders als gutes Rind-

fleisch ist, gute Butter von Carditello; das Uebrige kommt aus Napel. Der König sagte: „mit etwas wollen wir Euch helfen. Ich werde Euch einen großen Fisch schicken: denn ich habe heute früh ein Geschenk von Fischen bekommen. Sonst kann ich Euch nichts geben, denn Ihr wisset, daß alle Morgen meine Provision, was ich gebrauche, aus Napel kommt.“ Der Koch hatte indessen doch etwas aufgetrieben und bereitete ein ziemlich gutes Mittagessen, wovon der Fisch die Hauptschüssel war.

Kochkunst.

Der König ist immer gutherzig, giebt gerne und freut sich, wenn andre es mit genießen. Einst auf einer großen Fasanen-Jagd, wo er Hackert eingeladen hatte die Jagd zu sehen, so daß die Fasanen in Reih und Gliedern da lagen, wovon der König allein Hundert geschossen hatte, ohne die Cavaliere und Jäger; während sie nun gezählt wurden und der Jagdschreiber sie aufschrieb, und wie viel ein jeder geschossen hatte, nahm der König einen alten Fasan-

hahn auf, untersuchte ihn und sagte: dieser ist recht fett; er suchte einen zweyten und so den dritten. Darauf sagte er zu seinem Laufer: „der ist für mich. Sagt in der Küche, morgen will ich ihn mit Reiß gekocht in Caserta zu Mittag speisen.“ Den zweyten bekam der Ritter Hamilton und Hackert den dritten, mit dem Beding, daß man den Fasan allein sollte kochen bloß mit Salz, hernach Reiß dazu thun und diesen mit Brühe und Fasan zusammen kochen lassen. Der Reiß ziehet das Fett des Fasans an sich und bekommt einen vortrefflichen Geschmack. Der König machte ein solch genaues Küchenrecept, als wenn er ein Koch wäre. — „Ihr müßt ihn aber, sagte er, morgen frisch kochen lassen, sonst ist er nicht mehr so gut, und ich will wissen, wie es euch geschmeckt hat.“ In der That war es eine gesunde und delicate Schüssel, woran man sich allein völlig satt essen konnte. *PH* ging des Abends, wie öfters, zum Billard des Königs, ihn spielen zu sehen, weil er es sehr gut spielte. So wie der König ihn sahe, fragte er gleich: „wie hat der Fasan geschmeckt?“ Außerordentlich gut, erwiederte er. Der König sagte: „meiner war auch sehr gut. Sehet Ihr, daß ich auch weiß, daß simple Speisen die besten und gesundesten sind.“ Der König hatte sehr gute französische

Köche; die Neapolitaner aber hatten es den Franzosen so abgelernt, daß sie eben so geschickt waren wie diese. Hackert gestand oft, daß er nie einen Hof gesehen, wo alles so gut und ordentlich bedient war, als der napolitanische.

In Caserta hatte *PH* keine Tafel vom Hof, noch in Portici; aber auf allen kleinen Landreisen, Jagden, wozu er vom König gebeten war, hatte er Tafel Mittags und Abends, und zum Frühstück, was er aus der Conditorey verlangte. Dieß nennt man am Hof die Staatstafel, wozu der erste Cammermaler das Recht hat, so auch der Capitain von der Wache, und andre Herren, die an des Königs Tafel nicht speisen können, als der Controleur, der auf dem Lande der ganzen Wirthschaft vorsteht, der Fourier, der die Quartiere besorgt u. s. w. Diese Tafel wird in einem Zimmer neben dem, wo der König speist, in demselben Augenblick bedient, wenn man dem König servirt. So wie der König abgespeist hat, ist die Staatstafel aufgehoben, welche, bis auf einige extraordinäre rare Sachen, eben so gut bedient ist, wie die königliche. Der König und auch die Königinn, die beyde sehr gutherzig sind, freuen sich, wenn andre, die sie schätzen, mitgenießen. Wenn also mit

solchen seltnen Sachen ihre Tafel bedient war; so schickte die Königinn öfters an die Frau von Böhmen eine Schüssel, der König an Hackert, und sagte: er verdient es und versteht es. Die Königinn, wenn sie ohne große Suite war, schickte gleichfalls an Hackert verschiedene Sachen von ihrer Tafel, sogar Sauerkraut, und sagte: „bringt es dem Hackert, der versteht es. Es ist auf deutsche Art mit einem Fasan zubereitet. Die Italiäner essen es aus Höflichkeit, aber nicht mit Geschmack.“ Es versteht sich, daß so viel da war, daß alle genug hatten und noch übrig blieb.

Mäßigkeit.

Der König liebte die gute Tafel, ob er gleich kein großer Esser war; nur wenn er um drey Uhr oder später, nach der Jagd, speiste, aß er etwas mehr, beklagte sich aber des Abends, daß er zu viel gegessen hätte. Trinker war er gar nicht. Hackert hat ihn ein einzigesmal ein wenig lustig in Belvedere gesehen, wo er von seinen eigenen Weinen gab, die

er da verfertigt hatte. Sonst trank er sehr mäßig. Wenn er um zwölf Uhr zu Mittag gespeist hatte, aß er sehr wenig zu Nacht, etwas Salat und Fische, aber zarte Fische, als Trillen, Zungen und dergl. Hatte er später gegessen, so genoß er bloß ein Spitzglas Wein mit ein wenig Brot. Bey der Tafel war er sehr munter und machte sehr gut die Honneurs derselben, bediente alle gern und ohne Förmlichkeit, sowohl auf dem Lande als unter seiner Familie, die zusammen speiste. EH war oft dabey zugegen: denn wenn der König mit ihm von seinen Sachen gesprochen hatte und manchmal hinzusetzte: ich werde bey der Tafel Euch das übrige sagen; so trat er alsdann an den Stuhl des Königs und dieser sprach mit ihm. Es war eine Freude anzusehen, wie er unter seinen Kindern als ein guter Hausvater saß.

Zufällige Einkünfte.

In Caserta kam ein Pächter, welcher Jesuiten-Güter für 12,000 Ducati in Pacht hatte, erwartete den König an der Thüre bey den Gardes du Corps

und sagte: Ew. Maj. ich bin der Pächter. Der Hagel hat dieses Jahr alle Frucht zu Schanden geschlagen, so daß es eine Unmöglichkeit ist, die völlige Pacht zu zahlen. Die Giunta der Jesuiten-Güter will nichts nachlassen, also bitte ich Ew. Maj., mir die Gnade zu erzeigen; sonst bin ich völlig zu Grunde gerichtet. Ich habe hier 6000 Ducati, die will ich geben. Das mehrste davon ist erspart von verschiedenen Jahren her; denn in diesem ziehe ich aus dem Gute nicht 2000 Ducati. Der König sah dem Mann sehr genau ins Gesicht; es schien ein guter ehrlicher Mann zu seyn. Der König frug ihn: „habt ihr die 6000 D. bey euch?" Er antwortete, ja! — „Kommt herein!" In der Anti-Chambre nahm der König das Geld und sagte: „das ist das erste Geld, was ich in vielen Jahren Einkünfte von den Jesuiten-Gütern sehe. Ich werde euch ein Billet geben, daß ihr uns die Pacht bezahlt habt." — In Neapel kann keine gültige Bezahlung geschehen als durch die Bankzettel, welche man Polizza di Banco nennt, wo man bloß hinten drauf schreibt, daß man dem N. N. für das die Summe bezahlt habe.

Sonderbare Audienz.

Einen Abend kam ein sicilianischer Priester zum König zur öffentlichen Audienz. Nach spanischem Hofgebrauch muß er sich bey dem Thürsteher melden und sagen, was sein Verlangen in der Audienz ist. Dieses wird aufgeschrieben und dem König vorgelegt. Die der König nicht haben will, werden ausgestrichen. Der König stehet vor einem Tisch und erwiedert kein Wort. Vor der Thüre stehen zwey Gardes du Corps, in dem Zimmer gleichfalls zwey. So wird einer nach dem andern vor den König geführt, und jeder küßt zuerst mit Kniebeugen demselben die Hand. Nun hatte der König vom Kaiser Leopold einen Hund geschenkt bekommen, den sie in der Festung Belgrad bey dem commandirenden Bassa gefunden hatten. Der Hund war sehr groß und schön, zahm wie ein Lamm, und daher beständig in den Zimmern des Königs. Er wurde gut gehalten, wie aber Hunde sind, die nie satt genug haben, wenn sie Speisen riechen. Der Priester sprach zum König, eines Processes halber,

den er rechtmäßig seit vielen Jahren führte und der nie zu Ende kam. Während derselbe sprach, war der Hund immer mit der Nase an seiner Tasche und ließ ihm keine Ruhe zum Sprechen. Der König sagte zum Priester: „Ihr müßt Fleisch oder Braten in der Tasche haben; wenn ihr's dem Hunde nicht gebt, so läßt er euch keine Ruhe zum Sprechen." Der arme Priester sagte zum König: ich habe eine gebratene Salsicia in der Tasche, das ist mein Abendessen. Zu Fuß bin ich zwey Posten von Napel gekommen, zu Fuß gehe ich die Nacht zurück nach Napel; denn ich habe kein Geld, hier Nachtlager zu bezahlen. — Der König sagte ihm: „gebt's dem Hund." Nachdem er dem König alles gesagt und seine Bittschrift überreicht hatte, befahl ihm dieser, im Vorzimmer zu warten, bis die Audienz zu Ende wäre. Da sie zu Ende war, ließ ihm der König durch seinen Kammerdiener eine Rolle von 100 Unzen in Gold geben und ihm sagen: dieses wäre, damit er zu leben hätte; sein Proceß sollte bald geendigt seyn. Wirklich hatte der König solche strenge Befehle an die Gerichte ertheilen lassen, daß der Priester in wenigen Monaten seinen Proceß gewann. Als er zum König kam und sich für die Gnade bedankte, so war der Hund wieder da. Der König sagte: „jetzt werdet ihr wohl nicht

mehr eine Salsicia in der Tasche haben für den Bassa." So hieß der Hund. Nein, sagte der Priester: ich bin auch nicht zu Fuß gekommen. Durch den gewonnenen Proceß und durch die Gnade Ihro Maj. habe ich ein ansehnliches Vermögen für mich und meine Neffen rechtmäßig erhalten.

Hofintrigue und Fasaneneyer.

Im Jahr 1787 wurde eine gewisse Intrigue zwischen dem spanischen Hofe und der Prinzessinn Jaci, der Secretarie des Ministers Marchese Sambucca, und vielen andern, die darein verwickelt waren, entdeckt. Der Speditore, der als Küchenwagen täglich von Caserta um 11 Uhr nach Neapel fuhr, und im Sommer um 8 Uhr von da wieder zurückging, war unschuldiger Weise der Träger dieser Briefe. Viele bey Hofe bedienten sich dieser Gelegenheit, um nicht ihre Briefe durch den gewöhnlichen königlichen Courier zu schicken, der täglich nach Neapel des Abends um 9 Uhr abging und des Morgens um 11 Uhr zurück nach Caserta kam. Da man entdeckt hatte, daß

der Speditore allemal, wenn die Briefe aus Spanien angekommen waren, eine kleine Schatulle mit sich führte, wozu die Verbündeten in Caserta den Schlüssel hatten, und die Prinzeß Jaci als Oberhaupt desgleichen; so wurde einen Abend der unschuldige Speditore, als er Capo de Chino vorbeygefahren war, bey einer Taverne, wo er gemeiniglich seine Pferde ruhen ließ und ein Glas Wein trank, mit großer Solennität durch einen Dragoner-Obristlieutenant und zwanzig Mann arretirt. Der Obristlieutenant bemächtigte sich sogleich der Schatulle und aller Briefe, die der Speditore bey sich hatte, fuhr schnell nach Caserta und brachte alles zum König. Der Speditore wurde durch einen Dragoner-Offizier und Grenadiere nach Caserta geführt. Sobald die Briefe angelangt waren, setzte sich der König mit der Königinn und dem Minister Acton, um sie zu lesen. Nachdem die interessantesten Briefe gelesen waren, las man auch die gemeinen, von Cameristinnen, ihren Dienerinnen und andern Leuten bey Hofe, die, weil Liebesintriguen und dergleichen Sachen darin standen, nicht gern die Briefe mit dem königlichen Courier gehen ließen. Endlich fiel dem König ein Brief in die Hand, der an die deutsche Köchinn der Königinn geschrieben war, bey der ihre Freundinn in Napel anfragte, ob die

Fasaneneyer müßten länger gebrütet werden, als die Hühnereyer. Die Glucke hätte schon 20 Tage auf den Eyern gesessen und noch wäre keins ausgekommen; sie wollte also genaue Nachricht darüber haben. Der König ward sehr aufgebracht über die Köchinn und sagte: „Was! man stiehlt mir auf solche Weise die Eyer?“ Die Königinn, die viele Geistesgegenwart hat, sagte, um die Köchinn zu retten, sie hätte ihr befohlen, die Eyer zu nehmen und sie nach Napel zu schicken. Sie wollte die jungen Fasanen in den Vogelhäusern im Francavillischen Garten zum Vergnügen der Kinder aufziehen lassen. Der König war hitzig und sagte: „Du mischest dich auch in meine Jagden? Das will ich nicht!“ Damit stand er auf und sagte: „Ich will keinen Brief mehr hier lesen, um nicht neuen Verdruß noch heute Abend zu erleben, leset die übrigen;“ und ging zum Billard. Die Passion zur Jagd ging so weit, daß des Morgens die Köchinn mit dem König ins Boschetto gehen mußte, um zu zeigen, wo sie die Eyer genommen hatte; die denn auf ihr rothwelsches Italiänisch dem König noch dazu viel Unschickliches sagte, daß er soviel Aufsehen von 20 Fasaneneyern machte. Nachdem diese Hauptaffaire vorbey war, so ging der König in den Rath, wo alsdann die Strafen der Verbrecher decre-

tirt wurden. Don Dominico Spinelli, der die Gesandten einführte und sich an die 3000 Duc. jährlich stand, wurde nach Messina auf die Festung geschickt. Marchese Sambucca ward abgesetzt, behielt seinen ganzen Gehalt und zog sich nach Palermo zurück. Viele andre kamen Zeitlebens auf die Festungen, und Geringere verloren ihre Posten, so daß sie in Neapel als Bettler leben mußten.

Vertrauen.

H. stand bey dem König in sehr großem Credit, weil er offen und freymüthig seine Meynung sagte, wenn er gefragt wurde, und übrigens sich nie in Hofintriguen einmischte. Wenn der König etwas verlangte, so machte er keine Schwierigkeiten, sondern sagte sogleich: Ew. Majestät, es ist gut, dieses kann gemacht werden. So glaubte der König fest, daß er selbst die Sache erdacht habe. Dieß gefiel dem König. Oefters kam Hackert einige Tage darauf und sagte: Wenn Ew. Maj. es erlauben, so habe ich gedacht, noch dieses hinzuzufügen. Es gefiel dem Kö-

nig und er sagte: „machet wie Ihrs gut findet.“ Dieß geschah. Wenn die Sache fertig war, so hatte der König einen außerordentlichen Gefallen und sagte: „Das ist meine Idee gewesen; Hackert hat alles approbirt und wie ihr sehet, sehr gut ausgeführt.“ Die erste Idee des Königs blieb immer; es wurde aber oft so viel hinzugesetzt, daß man sie suchen mußte. Der König sagte oft: „wenn ich etwas befehle, das gemacht werden soll, so habt ihr immer tausend Schwierigkeiten, die mir unangenehm sind. Der Einzige, den ich habe, ist Hackert; er hat nie Schwierigkeiten, und sehet wie alles so gut und solide gemacht ist, und noch dazu sehr geschwind. Ehe ihr mit der Sache fertig werdet, ist mir schon alle Lust vergangen.“

Die Giunta.

Eines Nachmittags kam Hackert nach Belvedere di S. Leocio. Indem er durch den Corridor ging, hörte er den König sehr laut sprechen und schelten. Es war mit dem Fiskal von Caserta, der halb taub

war und gemeiniglich mit unangenehmen Sachen kam. Nachdem der König ihm viel Hartes gesagt hatte über sein und der ganzen Giunta Betragen, fuhr er fort: „Sehet, ich habe hier an die 100,000 Ducati verbaut. Alles ist so gut gerathen, daß ich täglich Vergnügen habe, es zu sehen, und lieber hier wohne als irgend anderswo. Wenn ich während dieser Arbeit nur einmal wäre beunruhigt worden. Alles ist still seinen ordentlichen Gang gegangen und ist gut gerathen. Ich habe keinen gebraucht als Collicini, den Architect, und Hackert. Alle Rechnungen sind bezahlt; ein jeder ist zufrieden. Nie habe ich einen Recours gehabt; alles ist in Ruhe und Zufriedenheit von allen Seiten zugegangen. Mit eurer verdammten Giunta bin ich täglich inquietirt. Niemand ist zufrieden; beständig habe ich Recours von Arbeitern, das Geld wird ausgegeben, und wenig oder nichts wird gemacht. Also muß ich glauben, daß ihr alle Betrüger seyd." Damit wurde der Fiskal von Caserta abgefertigt. PH wartete ein wenig, bis dem König die Hitze vorüberginge, ehe er sich sehen ließ. Der König ist sehr sanguinisch, es vergeht ihm bald. Wie PH kam, war der König wie gewöhnlich freundlich, konnte aber doch nicht lassen zu sagen: „ich bin immer mit Verdruß von der Giunta in Caserta

geplagt. Ihr werdet wohl die Scene gehört haben, die ich mit dem Fiskal hatte; weil er taub ist, so muß ich schreyen. Wenn ich allein mache, so geht alles gut; wenn aber die verdammten Giunten dazwischen kommen, so wird alles verdorben. Wollte Gott, ich könnte alles allein machen!" — Dieß ist wahr. Wenn der König allein dirigirt, so gehet es gut: denn er kennt seine Leute und wählet einen jeden, wozu er fähig ist, und läßt es wenigen Personen in Händen, denen er auch alle Autorität giebt.

Factotum.

Der König war so gewohnt, *PH* bey sich zu haben, daß beynahe kein Tag vorbeyging, wo er ihn nicht brauchte. Es waren verschiedene Sachen; wenn sie die Personen, die er um sich hatte, nicht machen konnten, sagte er gleich: „bringt es zum Hackert." Wenn etwas zu Schanden gerichtet war, so wurde er gleich gerufen und gefragt, ob die Sache nicht könnte hergestellt und reparirt werden. Es geschah gewöhnlich. Oefters sagte *PH*: Ew. Maj. haben die Gnade

und schicken mir die Sache in mein Quartier, so werden Sie bedient seyn. Dieß geschah. Oefters hatte der König die Sache schon in einigen Stunden fertig wieder zurück, welches ihm sehr gefiel. Zum Beyspiel, der König hatte sich zwey argandische Lampen von vergoldeter Bronze aus Paris kommen lassen. Weil sie an Hackert adressirt waren, so zeigte dieser dem Aufseher darüber, sie alle Abend anzuzünden, wie er den Docht einmachen sollte, auf welche Weise er sie täglich putzen müßte u. s. w. Die Dochte dauerten den ganzen Winter; den Sommer durch blieben die Lampen in Caserta, ohne vorher rein gemacht zu werden. Da der König im October wieder nach Caserta kam, so war der Docht zu Ende. Des Morgens machte der König selbst den Docht ein, die Lampen wollten nicht brennen; der König beschmutzte sich so sehr mit dem stinkenden Oele, wie auch sein Cammerherr, daß er endlich sagte: „bringt sie zum Hackert, der wird gleich wissen, woran es fehlt." Der Fehler war, daß sie unrein und voller Grünspan waren, weil das Oel die Bronze anfrißt. Er ließ sie mit kochendem Wasser rein machen, und zeigte dem Manne zum zweytenmal die Methode sie anzuzünden und rein zu halten. So brannten seine Lampen wieder so gut wie vorher. Bey der Königinn

war es desgleichen: es wurde zu Hackert geschickt, wenn man dieses und jenes fragen oder haben wollte.

Farnesische Verlassenschaft.

Er war öfters in Streit mit dem König wegen des eignen königlichen Interesses. Dieser Herr hatte das Prinzip, alles durchzusetzen und sich nie ein Dementi zu geben; und so zog sich die Sache öfters in die Länge. Am Ende von allen Verhandlungen und Berathungen kam der König immer auf seinen Punct, auf seine Meynung zurück und behielt immer Recht, wie es natürlich ist, wenn ein König streitet. Die erste Differenz, welche Er mit dem König hatte, war von Rom aus im Jahr 1787, als er mit dem Ritter Venuti hingeschickt war, die farnesischen Statuen nach Neapel zu bringen. Jemand hatte dem König eingeredet, daß viele mittelmäßige darunter seyen; diese könnte man in Rom verkaufen, und das Geld zur Restauration der guten anwenden. Der Ritter Venuti hatte dem Bildhauer Carlo Albacini, der der beste Restaurateur der Statuen war,

verschiedene vorher zu restauriren gegeben, mit wörtlicher Genehmhaltung des Königs. Da aber Venuti und PH förmlich mit Cabinetsordre durch den Minister die Commission bekamen; so nahm die Sache ihren ordentlichen Gang durch die Staats-Kanzley Casa Reale. Als sie beyde in Rom waren, hatte Albacini die Flora Farnese, eine Venus, und viele andre mehr restaurirt. Diese wurden durch einen andern Bildhauer, Sposini, durch Jenkins, der ein Händler war, und vieles hatte restauriren lassen, in Beyseyn des Raths Reifenstein und der Angelica Kaufmann geschätzet, damit alles unpartheyisch zuginge. Die Rechnung der Restauration belief sich auf 1200 Scudi Romani. Venuti und PH verlangten das Geld für den Albacini durch den gewöhnlichen Gang der Secretarie di Casa Reale. Da es dem Könige im Rath vorgelegt wurde, so antwortete er: „Venuti und Hackert können die schlechten Statuen verkaufen, und mit dem Gelde die Restauration des Albacini bezahlen." Der Befehl kam durch den Minister, wie gewöhnlich, an beyde. Venuti war gleich bereit ihn auszuführen, Hackert ganz und gar nicht; sondern er stellte demselben vor, welche Eifersucht und Neid es erregen müsse, daß zwey Fremde, ein Toskaner und ein Preuße, die wichtige Commis-

sion hätten, und daß es in der Folge Verläumdungen und große Uebel für beyde nach sich ziehen könnte. Es wurde hin und her über die Sache weitläuftig geschrieben. Zum drittenmal schrieb Hackert: daß Se. Majestät Herr wären, so viel Statuen zu verkaufen als Ihnen beliebte; daß er aber keinen Finger groß Marmor von des Königes Eigenthum in seinem Leben verkaufen würde. Wenn also Ihro Majestät verkaufen wollten, so möchten Sie die Statuen nach Napel kommen und sie dort unter Ihren Augen verkaufen lassen. Als der Marchese Caraccioli, der Minister von Casa Reale war, dieses dem Könige im Rath vorlegte; so antwortete er: „Schicket gleich die 1200 Scudi nach Rom, daß Albacini bezahlt werde: denn mit Hackert richten wir nichts aus. Was er einmal gesagt hat, dabey bleibt er: er ist ein Preuße; und ich sehe jetzt vollkommen ein, daß er Recht hat.“ — Als PH nach Napel zurück kam, wollte der Minister Caraccioli eine Erklärung darüber haben; denn er war ganz neu in sein Amt, von Sicilien, wo er Vice-König war, zurückgekommen. Hackert, der seit vielen Jahren ein Freund von ihm war, erläuterte ihm sogleich die Sache. Er verwunderte sich, wie man hätte auf ihr bestehen können, da sie so ungereimt war. Wenige Monate darauf kam Venuti

in einen Proceß mit dem König, wegen der Statue des Caligula, die bey Minturnä am Garigliano gefunden war, welcher ihm viel Geld kostete, den er aber zuletzt gewann. Da gingen ihm die Augen auf und er sah ein, in welcher Gefahr sie beyde gewesen wären, wenn sie von des Königs Statuen verkauft hätten. Es war kein Catalog noch Verzeichniß von keiner Statue; täglich wurden in den Orti Farnesiani, in der Villa Madama, unter Schutt und Steinen gute Sachen gefunden. Wenn beyde nicht ehrlich handelten, so konnten sie sich bey dem Verkauf viele tausend Scudi machen. Es waren über 900 Statuen und Büsten, nebst Fragmenten vom Torso u. a. m.

Gemälde-Restauration.

Ich kam einige Monate darauf in einen neuen Streit mit dem König. Als Hackert den Andres als den berühmtesten und besten Gemälde-Restaurateur nach Napel hatte kommen lassen auf Befehl des Königs, so schlug er dem Könige vor, diesen in sei-

nem großen Studium zu Caserta, unter den Augen Sr. Majestät, die ersten Proben seiner Kunst ablegen zu lassen; wozu er folgende Gemälde von der Galerie in Capo di Monte anrieth: 1) die Danae von Tizian; 2) die Pietà von Annibal Caracci; 3) eine heilige Familie von Schidone; 4) die Madonna del Gatto von Giulio Romano, welches unter dem Namen eines Raphaels bekannt ist. Alles genehmigte der König und fügte noch hinzu die Abnehmung Christi von Ribera, Spagnoletto genannt, bey den Karthäusern zu S. Martino in Neapel, welches von einem napolitanischen Schmierer ganz übermalt war, und Anlaß gab, daß Andres berufen wurde. Der König sagte: ich will selbst sehen, wie Andres das Uebermalte abnimmt. Alles geschah. Der König sah in Caserta die Gemälde, in welchem Zustande sie waren, und kam wenigstens einmal die Woche zu FH und Andres. Die Operation ward sehr zur Zufriedenheit des Königs und aller wahren Kunstkenner gemacht. Als die Gemälde fertig waren, ließ sie der König in Neapel in seinem Vorzimmer zur Schau ausstellen, und freute sich der Acquisition, die er an Andres gemacht hatte. Dieser bekam jährlich 600 Ducati Gehalt, als Inspector der Galerie von Capo di Monte, und 600 Duc. jährlich für die Restauration,

bis alle Gemälde fertig seyn würden, doch mit dem Beding, zwey Schüler zu halten, Napolitaner, und ihnen die Kunst zu lehren, denen der König einem jeden 12 Ducati monatlich zu ihrem Unterhalt aussetzte.

Carthause.

Nachdem die Gemälde in Napel genug gesehen waren, so befahl der König sie wieder nach Capo di Monte zu bringen. Ob er gleich den Carthäusern von S. Martino schriftlich versprochen hatte, ihnen ihr Gemälde von Ribera, welches das Altarblatt war in der Capelle des Schatzes und der heiligen Reliquien, wieder zu geben; so schickte der Majordomo maggiore Ober-Cammerherr Prinz Belmonte Pignatelli das Gemälde mit auf Capo di Monte, und sagte zum König: es wäre besser in der Galerie als bey den Klostergeistlichen. Da ich zur Restauration Gelegenheit gegeben hatte, so war es natürlich, daß der Pater Prior von der Carthause sich sogleich an ihn wendete. Derselbe war sehr verlegen, daß die

Carthause unter seiner Verwaltung ein Altarblatt aus der schönsten und reichsten Capelle verlieren sollte. PH beruhigte ihn soviel wie möglich, sagte ihm: er möchte ein kurzes Memorial an den König aufsetzen und zu keinem Menschen davon sprechen, so als wenn nichts geschehen wäre; ja er möchte sogar nicht einmal zu ihm kommen, damit man nichts merkte, uud versprach ihm, daß die Carthause das Gemälde wieder haben sollte; nur Zeit und Geduld bedürfte es: denn die Sache war etwas schwer. PH klopfte gelegentlich bey dem König an und sprach von dem Gemälde. Der König war gegen die Carthäuser aufgebracht; Hackert sah also, daß es nicht Zeit war davon weiter zu sprechen. Er erhielt darauf vom König einen besondern Auftrag nach Capo di Monte zu gehen, und kam des Abends wieder nach Caserta zurück. Er fand den König sehr aufgeräumt, weil er eine große und gute Jagd gemacht hatte. Der Bericht, den er ihm über seine Commission erstattete, war angenehm. Hackert sagte: ich habe zum erstenmal das Gemälde der Carthäuser von Ribera heute in Capo di Monte gesehen. Der König sagte: Nicht wahr, es ist schön? Hackert erwiederte sogleich: Um Vergebung! Ew. Majestät, es macht einen schlechten Effect, so daß, wenn ich nicht versi-

chert wäre, daß es das wahre Bild ist, ich es nicht geglaubt hätte. Erlauben Ew. Maj. das ist kein Gemälde für eine Galerie. Erstlich hat es Ribera für den Platz des Altars und die Capelle gemalt; er hat die Verkürzung des Leichnams Christi in den Punct der Perspective gesetzt, daß es richtig für den Platz berechnet ist. Hängt das Bild nicht auf seinem wahren Punct, so wird es nie einen guten Effect machen. Ferner ist es kein Sujet für eine Galerie, sondern für eine Capelle, wo ein jeder seine Andacht verrichtet. Ueberhaupt scheint es unbillig, daß die Carthäuser ein Hauptbild aus ihrer Kirche verlieren, da die Carthause so zu sagen eine eigene Galerie von auserlesenen Gemälden ausmacht, nicht allein die Kirche, sondern auch das große Apartement des Priors, welches voll herrlicher Sachen ist, wie es Ew. Majestät gesehen haben. Der König antwortete sogleich: „Ihr habt mich völlig überredet. Eure Gründe sind richtig, Ihr habt vollkommen Recht. Man hätte mich hier leicht einen üblen Schritt thun lassen.“ Als Hackert dem König das Memorial geben wollte, sagte er: „gebt es dem Minister Marchese Caracciolo, daß er es im nächsten Rath vorträgt: die Sache ist gemacht.“ Im nächsten Rath wurde der Befehl an Herrn Andres gegeben, den Carthäusern

ihr Gemälde wieder zuzustellen. Der König erließ den Mönchen die Restaurationskosten, welche 400 Ducati betrugen. Der Prior, aus Freude sein Altarblatt wieder zu haben, verehrte den Custoden von Capo di Monte 10 Unzen in Golde. Das Gemälde wurde erst an seinen Platz mit großer Solennität gestellt, als Hackert im Carneval nach Napel kam. Die Patres gaben ein prächtiges Mittagmal, wozu die berühmtesten Künstler, Andres und Ignazius Andres, sein Sohn, Marchese Vivenzio, viele andre Cavaliere und Liebhaber der Kunst eingeladen waren, dazu der P. Prior nebst drey Procuratoren des Ordens, so daß es eine Tafel von 40 Personen gab, die sehr munter und lustig war. Nach der Tafel wurde das Bild mit vielen Ceremonien an seinen gehörigen Platz gestellt unter vielen Viva il Ré. Die Freude der Geistlichen war so groß, daß sie Hackert ein Geschenk zu machen gedachten und ihn deshalb durch ihren Advocaten Don Giovanni Riccardi sondiren ließen. PH als ein Fremder, im Dienste des Königs, hatte es sich zum Gesetz gemacht, von keinem Menschen, er sey wer er wolle, in Königs Dienst, nicht eine Feige anzunehmen, welches in Italien eine sehr geringe Sache ist. Der P. Prior kam selbst zu ihm und bat ihn, doch etwas anzu-

nehmen. Er war aber unbeweglich und sagte: so oft ich die Carthause und Sie P. Prior besuche, so geben sie mir eine Pagnotte, wie Sie den Armen mittheilen. (Die Carthäuser haben das beste, feinste und wohlgebacknes Brod.) Dieses geschah so oft er sie besuchte: denn sie hatten schöne Gemälde und die schönste Aussicht vom Meerbusen von Neapel. Die Geistlichen sind bis ans Ende sehr erkenntlich gewesen. Wo sie Hackert sahen, wußten sie nicht, was sie aus Dankbarkeit alles für ihn thun sollten, besonders auf dem Lande, wo sie ihre Granaji hatten, wo gewöhnlich ein Priester und ein Laie wohnt. Der Prinz Belmonte Pignatelli wollte sich an den Geistlichen rächen. Er wohnte in einem Pallast in Neapel, der ihnen gehörte, und hatte in sechs Jahren keine Hausmiethe bezahlt. Sie verklagten ihn bey Gericht; der Prinz mußte bezahlen; es waren einige tausend Ducati. —

Ich hatte so zu sagen ein Gelübde gethan, nie mehr Fastenspeise bey den Carthäusern zu essen. Sie bereiten ihre Fische so wohl, daß, dem Geschmack nach, man glauben sollte, es wäre Fleisch; besonders in Neapel, wo ein Ueberfluß von raren und köstlichen Fischen ist. Allein diese Speisen, so lecker sie sind,

werden für einen, der daran nicht gewöhnt ist, höchst unverdaulich.

Malerbeschwerden.

Einen Nachmittag kam der Miniaturmaler Ram, nebst andern sieben napolitanischen Malern, zu Hackert nach Caserta, um sich Rath zu holen. Sie wollten alle zum König gehen mit einer Bittschrift, daß sie in der Galerie von Capo di Monte fortfahren dürften zu copiren, welches mit einemmal verboten war. Die Ursach des Verbotes war diese: Man hatte den unsinnigen Plan gemacht die ganze Galerie stechen zu lassen. Deswegen ließ man den bekannten Porporati aus Turin kommen, der schon alt und halb blind war, wie er es auch leider wenige Jahre darauf ganz wurde. Hackert wußte nichts von der Sache, weil er sich nie mit den Leuten abgab. Also hatte der Zeichner vorgewendet, daß wenn der König fernerhin allen die Erlaubniß zum Copiren gäbe, so könnte man anderswo die Bilder stechen. Der eigentliche Grund aber war, daß der Zeichner ganz allein

das Vorrecht haben wollte. Ph hielt die acht Maler zurück, beredete sie, daß Ram allein, den der König kannte, demselben an der Treppe oben das Memorial geben möchte, mit ihm sprechen und sich auf Hackert berufen sollte, der es Sr. Maj. deutlicher erklären würde, daß die Sache unbillig wäre. Weil schon die Revolution in Frankreich angefangen hatte, so wollte Hackert nicht, daß sie alle gingen. Ram sprach den König dieser hörte ihn geduldig an und gab zur Antwort, daß die Sache, wenn sie nicht billig wäre, sollte abgeändert werden. Einige Tage darauf ging Ph des Morgens um sieben Uhr zum König. Nachdem er ihm von andern Sachen gesprochen hatte, brachte er die Rede auf Ram, und stellte Sr. Maj. die Sache deutlich vor. Der König war hartnäckig und bestand darauf. Endlich sagte er zu ihm: Ew. Maj. es sind acht Maler gestern bey mir gewesen, die dasselbe Anliegen haben. Sie sind von mir abgehalten, um Ew. Maj. in diesen Zeiten nicht zu erschrecken. (Der König sagte sogleich: „ich danke Euch für eure Vorsicht.") Es sind noch über dreyßig Maler in Neapel, die Weib und Kinder haben und ganz allein sich von Copien ernähren. Diese Menschen sind in Verzweiflung, drohen dem Secretär und dem Zeichner den Tod. Ew. Maj. sind

übel von der Beschaffenheit der ganzen Sache berichtet. Erstlich, daß die ganze Galerie gestochen werde, dazu gehören so viele Jahre, und wenn Ew. Maj. auch noch zehn Kupferstecher kommen lassen. Porporati hat an einer Platte über zwey Jahre gearbeitet; Wilhelm Morghen ist noch weit zurück mit der seinigen. Welcher Particulier kann solche Werke unternehmen, wozu so viele Tausende Fonds gehören? Ein Monarch kann ein Werk von der Natur schwerlich ausführen, wenn er nicht Millionen anwenden will und kann. Wo will man die Kupferstecher hernehmen? Wenn es Jemanden einfallen sollte, einige Bilder von Capo di Monte zu stechen; so sind schon so viele tausend gute und mittelmäßige Copien in der Welt, daß er nicht nöthig hat, erst neue machen zu lassen. Außerdem, so sind viele Gemälde repetirt, finden sich in Frankreich und in andern Galerien Italiens. Deswegen also den armen Copisten das Brod zu nehmen und die jungen angehenden Künstler der Gelegenheit zu berauben, in der Galerie zu studiren — Ew. Maj. sehen selbst ein, daß dieß der Kunst und dem Publicum schädlich ist. Ueberhaupt ist die Bildergalerie eine öffentliche Sache, die dem Staate gehört, wo ein Jeder das Recht haben muß zu studiren, wie in einer öffentlichen Bibliothek. Ew. Maj.,

als Souverain, können es verbieten; ich finde es höchst unbillig und ungerecht. — Der König sagte: „Bewahre mich Gott, daß ich etwas Ungerechtes thun sollte! Ich bin jetzt ganz anders von der Sache unterrichtet. Ich bitte Euch, den Ram vors erste durch ein Billet wissen zu lassen, daß er allen Malern sage, sie sollen ruhig seyn; die Sache soll in wenig Tagen abgeändert werden. Morgen kommt Marchese di Marco nach Caserta zum Rath. Gehet gleich Nachmittag vor dem Rath zu ihm, in meinem Namen, erklärt ihm deutlich die Sache, wie Ihr's mir gethan habt." — Marchese di Marco war ein Advocat, ein vernünftiger und billiger Minister, der aber von der Kunst kein Wort verstand. Nachdem er alles deutlich vernommen hatte, sagte er: er habe von dem allen nichts gewußt; Don Ciccio Danielle, der viel Prätension auf Kunstkenntniß machte und nichts davon verstand, habe ihm dieß als die beste Unternehmung für den Staat so vorgelegt, und es thäte ihm leid, daß es geschehen sey. PH erwiederte: wenn Ew. Excellenz verlangen, so will ich Ihnen alles schriftlich geben. Er fand es nicht nöthig. Denselben Abend ward der Rath gehalten, worin die Sache mit vorkam. Zwey Tage drauf kam der könig-

liche Befehl, daß ein Jeder nach Belieben wie vorher auf Capo di Monte studiren und copiren könne.

Projektmacher.

Der König sieht gemeiniglich eine Sache erst für klein an. Die Schelme, die dieß wissen, machen den Plan immer auf die Weise, als ob der König viel dabey gewinnen könnte; am Ende verliert er jedesmal und ist schändlich betrogen. *H* hat sich bey verschiedenen Gelegenheiten, wenn ihn der König fragte, die Freyheit genommen, ihm zu sagen, daß es nicht für einen Monarchen sey, solche Dinge zu unternehmen, wovon ein Particulier wohl Vortheil ziehen könne, weil er selbst eingreife und mit wenigen Personen das Geschäft betreibe; der König aber werde nie Vortheil davon ziehen, wegen der vielen angestellten Leute und ihrer Besoldungen. Der König begriff es sehr gut; allein die kleine Gewinnsucht verleitete ihn doch, öfters denjenigen Gehör zu geben, welche den besten Plan gemacht hatten, ihn zu betrügen; welches leider in Neapel nur zu oft geschieht. Wenn

er endlich nach verschiedenen Jahren seinen Schaden einsah, so fiel das Werk mit einmal über den Haufen.

Papiermüle.

Philipp und Georg Hackert, als sie in des Königs Dienste traten, hatten unter andern Bedingungen auch die, daß sie eine Papiermüle einrichteten, die das Papier zur Kupferstichdruckerey lieferte, damit es sowohl für sie als die königliche Druckerey nicht mehr von auswärts kommen durfte. Gleich anfänglich fanden sich viele Verhinderungen. Denn sobald das Papier im Lande gemacht wurde, so sahen die Schurken wohl ein, daß der Unterschleif aufhörte. Der erste Schritt geschah von dem Kaufmann, der zeither das Papier aus der Fremde kommen ließ, daß er sogleich eine Bank-Polizza von 1200 Ducaten anbot, wenn man das Werk wollte fallen lassen. Der Director der königlichen Druckerey war gleichfalls dagegen. Minister Acton, der die Landcharten u. s. w. stechen ließ, wollte Papier zum Drucken haben. Da PH ihn

öfter sah, und wöchentlich wenigstens einmal bey ihm speiste; so kam die Rede auch auf das Papier. Endlich fand sich in Trajetto ein reicher Mann, Don Stefano Merola, der eine Papiermüle hatte, wo sehr mittelmäßig Papier gemacht wurde; dieser wollte sich wegen seiner Kinder bey dem Hofe Verdienst verschaffen, und unternahm daher das Werk. Nach und nach, in Zeit von sechs Monaten, wurde das Papier zur Vollkommenheit gebracht. Georg ließ auf dasselbe seine Platten drucken. Der Director der königlichen Druckerey fand es voller Fehler und wollte nicht drauf drucken lassen, weil er den König nicht dabey betrügen konnte. Die Brüder Hackert brauchten alle Vorsicht bey der Sache, ließen von jeder Art des Papiers, welches die königliche Druckerey gemeiniglich braucht, einen Bogen zur Probe geben, wobey der Director mit eigner Hand den Preis aufschrieb. Nach vielem Gefechte kam der König unverhofft zu beyden Brüdern in Neapel. Nachdem er oben bey Philipp alles gesehen hatte, ging er ins Studium zu Georg, um zu sehen was er und seine Schüler machten. An eben dem Tage war ein Frachtwagen von Trajetto mit Papier für die Kupferdruckerey der Gebrüder angekommen. Es stand auf Brettern an der Erde in großen Stößen da. Der König,

der gewohnt war alles genau zu sehen und zu wissen, fragte sogleich, wozu die große Menge Papier dienen sollte. Die Antwort war sehr kurz: Zu unsern Kupferplatten haben wir es von Trajetto kommen lassen. „Was! sagte der König, von des Stefano Merola Papier?" Ja! Ew. Maj. — „Wie ist es möglich, daß Ihr so viel Papier kommen lasset; denn heute früh ist der Director Carcani bey mir gewesen und hat mir versichert, daß es nichts taugt. Er hat mir einen Bogen ohne Druck und einen mit Druck gezeigt; ich fand wirklich, daß das Papier schlecht ist." Der König zog gleich einen Bogen mitten aus dem Stoß heraus, betrachtete ihn gegen das Licht und sagte: „ich sehe, daß es egal ist und ohne Knoten." Er betrachtete es platt und sagte: „es ist rein weiß und schön." Man zeigte dem Könige aus jedem Stoß einen Bogen; es war alles gut. Georg sagte: wenn es nicht gut ist, so muß Merola den Ausschuß zurücknehmen. Der König ward auf das heftigste aufgebracht über den Director seiner Druckerey. Georg kam mit den gewöhnlichen Bogen hervor, deren sich die königliche Druckerey bediente, worauf Carcani die Preise und seinen Namen eigenhändig geschrieben hatte. Als der König das schlechte und noch einmal so theure Papier sahe, ward er noch zorniger und

sagte: „Carcani ist ein S——." Endlich besänftigte er sich und sagte: „Morgen früh werde ich die Kerls in Ordnung bringen." Minister Acton war gleichfalls falsch berichtet und sagte zu Philipp: das Papier ist noch nicht gerathen. Dieser antwortete: Ew. Excellenz, es ist gut und wir lassen darauf drucken. Der Minister kam gleich nach dem Mittagmal ins Studium zu Philipp und Georg, sah den Betrug ein, und bat, sogleich einige Rieß zu seinen See- und Landcharten kommen zu lassen, die in seine Secretarie gebracht werden mußten. Alsdann machte er damit den Carcani schamroth, und alles wurde nunmehr auf dieses Papier gedruckt, das in der Folge immer besser wurde.

Fortsetzung.

Ungeachtet der Protection des Königs, der Königinn und des Ministers Acton hatte der gute Don Stefano Merola viele Anfechtungen. Man machte ihm den Proceß und andre Chicanen. Er war aber bey dem König und dem Minister Acton so

gut angeschrieben, daß er immer frey kommen durfte. H. ging öfters selbst mit ihm, wenn er den König sprach. Er war ein rechtschaffner Mann, ein wahrer ehrlicher gutherziger Napolitaner, der auch so napolitanisch sprach. Alle Drey beschützten ihn so, daß alle Anfechtungen immer zu Wasser wurden. Nach acht Jahren, da die Papiermüle in völligem Stande war und alle Verfolgungen endlich aufhörten, so verlangte er etwas vom Hofe, wußte aber nicht eigentlich was er haben wollte. H. sollte die Sache zu Stande bringen. Er sagte ihm oft: was denken Sie das Sie wohl haben möchten? Geld, sagte er, will ich nicht, aber Ehre. Er war zu nichts zu gebrauchen als zu dem, was er mit seiner Papiermüle, Ackerbau u. dergl. leistete. H. war sehr verlegen, weil er nicht wußte was er vom König für ihn verlangen sollte. Einst sprach er gelegentlich die Königinn, und da er gleich voraus bemerkte, Geld verlange er nicht; sagte die Königinn: so wollen wir ihn zum Ritter vom Constantin-Orden machen. H. verbat es, denn es schien ihm nicht am Platz zu seyn. Endlich hatte er den Einfall, daß der König des Merola zwölfjährigen Stiefsohn von seiner verstorbenen Frau, welche die Tochter eines Capitäns gewesen, im adeligen Cadettenhause zu Gaeta, woselbst nur zwölf

Cadetten waren, sollte erziehen lassen. Dem Merola gefiel der Einfall; Er schlug es dem Minister Acton vor; nachdem dieser Information von seinem Stand und Geburt genommen hatte, proponirte er es dem König, welches sogleich bewilligt wurde, weil es kein Geld kostete. Eben war eine Stelle vacant geworden, und der Sohn ward im adligen Cadettenhause zu Gaeta aufgenommen. Der Vater bekam ein Belobungsschreiben, worin man ihn Don Stefano Merola nannte. Mit diesem Ehrentitel war er voll- vollkommen zufrieden.

Dieser Spagnuolismo ist in Neapel üblich. Wer von der Secretarie den Titel Don hat, ist wie ein Edelmann angesehen. Der König sagte zu Niemanden den Don, wenn er nicht aus der Classe solcher Personen ist. Wenn er mit seinen Kindern spricht, sagt er Don Francesco oder Donna Luisa u. s. w.; sonst bedient er sich des italiänischen Ser, welches nicht so viel als Signor ist. So spricht er mit allen, denen der Titel Don nicht zukommt. Unter dem gemeinen Volk in Neapel wird derselbe sehr gemißbraucht. Kein Kaufmann bekommt Don von der Canzelley; hingegen alle Künstler, die dem König dienen, der Leibarzt, der Capellmeister, der Cammer-

Chirurgus; alle Cammeristinnen Donna u. s. w. Die Cammeristinnen, wenn sie verheiratet sind, gelangen bey Hof zum Handkuß, auch ihre Männer.

Erste Kupferdrucke.

Als *PH* dem König die ersten zwey Drucke brachte, die Georgs Schüler gestochen hatten, und die auf Papier von Trajetto gedruckt waren, so sagte der König zu ihm: „Ihr wisset und habt gesehen, daß jedesmal, wenn Ihr mir etwas gebracht habet, es mir viel Vergnügen gemacht hat. Dieses Mal kann ich euch meine Freude nicht genug beschreiben über die beyden Kupfer: denn sie sind von Napolitanern gestochen und auf napolitanisch Papier gedruckt. (Er ging sogleich zur Königinn die auch selbst kam, um seine außerordentliche Freude zu zeigen.) Grüßet Euren Bruder Don Georgio. Wenn ich ihn sehe, so werde ich ihm selbst danken, daß er uns gute Schüler erziehet." Ein Blatt war von Del Grado, und das andre von Vicenzio Aloja. Weil es des Königs eignes Werk war, daß er die

Gebrüder Hackert in Dienst genommen hatte, so fühlte er sich sehr geschmeichelt, wenn alles gut und glücklich von Statten ging.

Wegebau.

Der König, wenn er Jemanden wohlwill, und die Idee eines rechtschaffenen Mannes von ihm hat, setzt einen oft in Verlegenheit. In diesem Fall befand sich PH sehr oft. Eines Morgens in Caserta kam er an den Hof, wo der König und die Königinn im letzten Zimmer mit drey Ministern standen und sprachen. Da der König Hackert ins erste Zimmer hereintreten sah, so winkte er und schrie ganz laut, weil er noch drey Zimmer weit war: „Don Filippo, kommt her! Ihr habt mir immer die Wahrheit gesagt, Ihr werdet mir sie jetzt auch sagen." PH fand sich in der größten Verlegenheit; er wußte nicht, wovon die Rede war. Der König sagte: „Es sind sechs Monate, daß Ihr in Appulien bis Taranto gewesen seyd. Sagt mir ohne Scheu, aufrichtig: wie sind die Wege?" PH sagte: Ew. Ma-

jestät, da wo die Wege gemacht sind, habe ich sie vortrefflich gefunden, wie alle gemachten Wege im ganzen Königreich; da, wo man sie noch nicht angefangen hat zu machen, sind sie, wie bekannt, schlecht. Untersucht habe ich die Wege nicht: denn es war nicht meine Commission. Dem Anschein nach sind sie vortrefflich, und ich habe gesehen, da wo man die neuen Wege angefangen hat zu bauen, daß es nach der gewöhnlichen Art geschehen ist. Die Brücken, die man gebaut hat, sind sehr schön und solid; besonders haben mir die sehr gefallen, welche über Gieß- und Regenbäche angelegt sind. Sie werden vermuthlich kostbar seyn. Für den Sommer wäre es unnütz, sie so lang zu bauen, hingegen im Winter, wenn das Wasser hoch steigt, ist es sehr nöthig. Der König sagte zu Acton: — „Jetzt wissen wir die Wahrheit. Lasset immer fortfahren.“ — M. sprach hierauf von andern Sachen mit dem König allein. Als er wegging, winkte ihm heimlich Acton, daß er ihm was zu sagen habe, und M. erwartete ihn im letzten Zimmer. Acton kam, und sagte: kommen Sie und speisen mit mir; wir müssen zusammen sprechen. Da der Wegebau zu seinem Departement gehörte, so war er sehr dabey interessirt; denn es waren Recurse gekommen an den König, daß die

Wege schlecht wären. Er sagte daher: wie Sie eben hörten, jetzt haben alle Verläumdungen ein Ende. Daran sind Sie Ursache; sonst hätte es noch vielleicht ein Jahr gedauert und die Wege wären liegen geblieben. PH erwiederte: das Beste wäre, daß Ew. Excellenz einen Ingenieur hinschickten, der die Wege untersuchte. Nein! sagte Jener: das geht nicht: denn die Schurken können den Ingenieur bestechen; so kommt von neuem Verdruß. Es ist besser, daß es bey Ihrem Zeugniß bleibt und wir die Wege machen. Der König und ich sind völlig versichert, daß Sie uns die Wahrheit gesagt haben.

Protection und Vertrauen.

Einen Morgen, da PH ganz ruhig in Neapel arbeitete, erhielt er ein Billet, er möchte um 10 Uhr zum Majordomo auf den Pallast kommen. Eine kleine Weile darauf erhielt er ein anderes vom Marquis Caraccioli: er möchte in seine Secretarie zu ihm kommen. Der Ritter Venuti war eben bey ihm, wie kurz darauf ein Laufer vom König hereintrat,

Hackert sollte zwischen 11 und 12 Uhr zum König kommen. Venuti sagte: wie ist es möglich, daß Sie so ruhig sitzen und malen? Wenn mir dieß begegnete, so wäre ich halb todt. Hackert sagte: „Ein Jeder wird etwas von mir haben wollen. Ich weiß keine Ursache, warum ich unruhig seyn sollte. Wenn man ein reines unbeflecktes Gewissen hat, so kann man einem jeden frey unter die Augen treten. Es ist sehr gut, daß alle drey mich diesen Morgen verlangen, so verliere ich weniger Zeit." Den Majordomo traf Hackert nicht mehr an. Sein erster Secretär sagte ihm, er wäre schon oben zum König gegangen. Er ging also gleich hinauf und fand ihn. Jener sagte ihm: „der König hat befohlen, daß die Galerie von Capo di Monte soll eingerichtet werden, und hat ausdrücklich verlangt, daß Sie mit dabey seyn sollen." — PH sagte: wenn Ew. Excellenz es verlangen, so bin ich zum Dienst des Königs bereit — „Andres als Inspector soll auch mit dabey seyn." PH schlug noch Bonito und Fischetti vor, damit es nicht Fremde allein wären. Es wurde genehmigt, und die Sache vors erste im Großen in einem Monat zu Stande gebracht. — Marchese Caracciolo, als ein alter Bekannter und Freund, nahm PH freundlich auf und sagte: „Sie werden mir ei-

nen Gefallen erweisen, wenn Sie einen jungen Sicilianer, der ein Schüler vom Ritter Maron ist, und ein, wie es mir scheint, gutes Bild gemacht hat, an den König empfehlen, daß er eine Pension bekömmt, in Rom noch drey oder vier Jahre zu studiren. Finden Sie seine Arbeit nicht gut, und daß der Mensch wenig verspricht, so verlange ich nicht, daß Sie ihn empfehlen." Hackert lachte herzlich und sagte: das ist schnurrig! Die Sache gehört unter das Departement von Ew. Excellenz, und ich soll ihn empfehlen? Es hängt von Ihnen ab, ob er die Pension bekommen kann. — „Nein! sagte er, wenn ich ihn dem König empfehle, so sagt gleich der König, daß ich die Malerey nicht genug verstehe; wenn Sie es thun, so glaubt es der König." Hackert bat, daß der junge Mann sein Bild zu ihm bringen möchte. Wenn er es würdig fände, so wollte er alles thun, was in seinen Kräften stünde. Er möchte indeß Geduld haben, bis der König in Neapel in sein Studium käme, wo er das Bild des jungen Malers Eranti zeigen wollte. Das Bild war ganz gut, dem König gefiel es und Eranti bekam die Pension, vier Jahr in Rom zu studiren.

Wie PH zum König kam, fand er daselbst den

Ritter Santasila, der Chef von der Tapezerie des Hofes war. Der König hatte ihm schon Commissionen gegeben, die Hackert nichts angingen. Da er mit ihm fertig war, sagte er zu Hackert: „Ihr gehet morgen mit Santasila nach Caserta. Ihr kennt die Kiste, worin die Kupfer sind. Suchet nach Eurem Geschmack die besten davon aus, und verzieret mir auf Belvedere das und das Zimmer.“ Der König zog einen kleinen Schlüssel aus der Tasche und sagte: „in dem Cabinet, wo Borelli schläft, wisset Ihr, ist ein kleiner Schrank; in dem Schrank werdet Ihr viele Schlüssel finden, worunter auch der zu den Kupferstichen ist.“ Indem der König den Schlüssel hielt, so wollte Santasila den Schlüssel nehmen, wie es sich auf wohl gehörte. Der König zog den Schlüssel zurück und sagte zu Ph.: „Ich gebe Euch den Schlüssel; lasset ihn nicht aus Euren Händen. Kommt Ihr früh heut Abend vor dem Theater zurück, so bringt mir den Schlüssel wieder; wo nicht, so händigt mir ihn morgen früh ein.“ Ph. war sehr verlegen und hat nie die Ursache erfahren können, warum er ihm allein den Schlüssel anvertraute. Indessen richtete er die Sache so ein, daß Santasila mit dabey seyn mußte, wie er den Schlüssel aus dem Schranke nahm, und eben so auch bey dem Kupfer-

aussuchen. Also vor den Custoden des Pallastes in Caserta hatte dem Anschein nach Santasila alle Ehre.

Der König setzte *EH* so oft in Verlegenheit durch sein Zutrauen, daß er manchmal nicht wußte, wie er es anfangen sollte, um alte Diener des Königs nicht zu beleidigen. Ob er sich gleich mit Höflichkeit aus der Sache zog, so war es natürlich, daß er viele Neider und heimliche Feinde hatte; welches durch das Betragen des Königs unvermeidlich war. Er bat Se. Maj. öfters um die Gnade, ihn mit dergleichen Aufträgen zu verschonen; es half alles nichts: denn wenn der König einmal es so will, so hilft kein Bitten, er geht seinen geraden Weg fort.

Zeichenstunden.

EH war in der Gesellschaft bey Hof öfters bey der Donna Carolina Vivenzio, die zwey Nichten bey sich hatte, die Cammeristinnen bey den Prinzessinnen waren. Beyde Fräulein zeichneten ganz

artig. Da er gewohnt war, des Abends lieber zu zeichnen als Karten zu spielen; so wurde die Abende, wenn sie frey und außer Dienst waren, gezeichnet. So geschah es auch bey der Fräulein Baronesse von Bechhard, die eine Art Oberhofmeisterinn bey der Frau Therese, Tochter des Königs, jetzigen römischen Kaiserinn, war, und wo auch die Frau Luise, die an den Großherzog von Toscana verheiratet wurde, sich befand. Da die Königinn sah, daß die Fräulein sehr artig Landschaften zeichneten, so fiel es ihr ein, daß Er beyden Prinzessinnen Lection geben möchte. Er erwiederte, daß es unmöglich wäre, weil er mit der Arbeit des Königs und andern Commissionen, die ihm täglich vermehrt wurden, kaum Zeit zu einiger Recreation übrig behalte. Die Unterredung zog sich in die Länge; die Königinn wollte alle Gründe nicht annehmen, sondern bestand darauf und sagte: „Sie gehen viele Abende in diese Gesellschaft; also kommen Sie zu meinen Kindern. Dieselbe Gesellschaft soll auch da seyn, und sie zeichnen alle zusammen.“ Sie setzte noch hinzu: „ich werde, so oft ich Zeit habe, selbst in die Gesellschaft kommen.“ Es ist beynah unmöglich, der Königinn von Neapel etwas abzuschlagen; ihre Beredsamkeit und Artigkeit macht, daß man gezwungen ist, ihrem Wil

len zu folgen. Endlich mußte es SH annehmen, mit dem Beding jedoch, des Abends und ohne den Titel noch Gehalt als Zeichenmeister der Prinzessinnen: denn hätte er den Titel und Gehalt von 40 Ducati monatlich angenommen, so hätten ihn die Gouvernantinnen commandirt; welches ihm gar nicht anständig war. Also wurde es angefangen. Die Prinzessinn Marie Therese, mit allem Geist, war sehr flüchtig, die Prinzeß Luise solider und zeichnete besser. Die Königinn kam sehr oft, so daß mehr Gesellschaft, als Lection war. Oft, wann SH sah, daß die beyden Prinzessinnen nicht Lust zum Zeichnen hatten, schlug er vor, unter verschiedenen Vorwänden, daß es besser wäre von der Kunst zu sprechen, Kupfer zu sehen oder andere Kunstsachen; welches den Prinzessinnen außerordentlich gefiel. Er machte sich durch diese Art Lection zu geben sehr beliebt. Seine Absicht war eigentlich diese, daß die Prinzessinnen von den Künsten unterrichtet würden, um mit Kenneraugen selbst urtheilen zu können, wenn sie künftig im Stande wären die Künste zu unterstützen. Je länger dieß dauerte, je lästiger wurde es ihm. Da die Prinzessinnen den Tag über mit Pedanten von allerley Art geplagt waren, so konnten sie des Abends die Stunde sieben Uhr nicht erwarten: denn

die Gesellschaft unterhielt sie angenehm; die Fräulein aber, die die wenigen Stunden, welche sie frey hatten, nicht wollten genirt seyn, blieben nach und nach aus. Die Königinn wunderte sich darüber, indessen war nichts zu machen. So frey auch die Gesellschaft war, so war sie doch gespannt: denn jedes Wort, das gesprochen wurde, mußte bedacht seyn; sonst gab es Anstoß.

Dieses hat er drey Jahre des Abends ausgehalten, bis endlich Tischbein, durch die Donna Carolina, die wirklich eine brave wackre Frau war, es dahin brachte, der Frau Marie Therese Lection im Malen zu geben. Er glaubte viele Vortheile davon zu ziehen, die aber seinen Wünschen nicht entsprochen haben. Nach vielen Monaten, bis die Prinzessinnen beyde verheiratet wurden, bekam er einen Ring mit der Chiffer der Königinn zum Geschenk für allen den Zeitverlust, den er hatte. Auf diese Weise kam Hackert davon, erhielt ein ähnlich Geschenk, eine goldene Dose, für drey Jahre, die er die mehrste Zeit in Caserta, auch oft in Neapel, des Abends zugebracht hatte. Die Achtsamkeit hatten sie für ihn, daß, wenn sie anders beschäftigt waren, sie ihm wissen ließen, daß er sich nicht bemühen möchte. Viele

andre Attentionen hatten sie noch für ihn; z. B. wenn sie kleine Feste gaben, wo die Prinzessinnen das Verzeichniß machen mußten von denen, die sie einluden, welches die Königinn nachsah, und diejenigen ausstrich, die sie nicht haben wollte; so wurde Hackert jedesmal eingeladen sowohl zu ihren kleinen Bällen als zum Souper, ob er gleich nie des Nachts speiste. Die Königinn, die auch nicht zu Nacht speiset, war aber bey Tische zugegen, aß wohl einen gefrornen Sorbet und sprach viel. Sie hatte das mit Fleiß so eingerichtet, damit die Prinzessinnen sich an Gesellschaften gewöhnten und die Honneurs der Tafel machen lernten. Ueberhaupt muß man gestehen, daß eine Privat-Dame sich nicht mehr Mühe geben kann, ihre Kinder wohl zu erziehen, als die Königinn von Neapel. Wer es im Innern mit Augen gesehen hat, wie Hackert, muß als ein ehrlicher Mann ihr nachsagen, daß sie in Krankheiten die Wärterinn und stets die beste Mutter ihrer Kinder in allen Stücken gewesen ist. Der König gleichfalls liebt seine Familie zärtlich und ist ein guter Vater, ob er gleich die Erziehung seiner Kinder gänzlich der Königinn überlassen hat.

Da die Prinzessinnen so weit waren, etwas ma-

chen zu können, so fertigten sie Monate vorher jede eine Zeichung für den Geburtstag des Königs. Beyde Zeichnungen fielen ziemlich gut aus, ohne daß Hackert die Hand anlegte, indem er nur bloß mit Worten Unterricht gab. Der König war in Persano auf der Jagd; da er sie bekam, ward er so vergnügt, daß er sie selbst gleich in seinem Zimmer aufhing, und den zärtlichsten Danksagungsbrief an seine Kinder schrieb.

Directorstelle.

Da Bonito, den der König wenige Wochen vor seinem Tode zum Ritter des Constantin-Ordens gemacht hatte, mit einer kleinen Commanderie von 400 Duc. jährlich, sich bey dem Profeß in der Kirche so sehr erhitzte, daß der alte Mann drey Tage darauf starb und es nie hatte genießen können; so bewarben sich viele um seinen Posten. De Angelis, ein Sicilianer, ganz guter Maler und Zeichner, der lange bey der Academie als Professor mit einem sehr kleinen Gehalt gedient, und des Directors Bonito Stelle

viele Jahre vorgestanden, hatte die gerechtesten Ansprüche auf diesen Posten, sowohl wegen seines Talents, als andrer Verdienste. Wilhelm Tischbein war auf Hackerts Anrathen nach Neapel gekommen, wohnte viele Monate in dem Hause desselben, und miethete sich hernach ein eignes Quartier, weil es ihm in Neapel gefiel und er auch Arbeit bekam. Er bewarb sich durch die Deutschen, die um die Königinn waren, um die Director-Stelle bey der Academie. Es wurde mit Ph davon gesprochen; er antwortete, daß er sich nie in die Sache mischen werde, wenn er nicht gefragt würde; daß er es für unbillig hielte, einen Mann von Verdienst, wie De Angelis war, der so viele Jahre gedient hatte, zurückzusetzen. Er fügte noch hinzu, daß er dem Tischbein nicht entgegen seyn würde, daß es aber unmöglich wäre, ihn bey dem König zu diesem Posten zu empfehlen, weil er ein Fremder sey. Ph wurde nicht weiter gefragt, also ließ er die Sache ihren Gang gehen.

Der Don Ciccio Danielle protegirte einen elenden Maler, Monti, weil er aus Macerati bey Caserta war, und er der Cicisbeo vor vielen Jahren von seiner Frau gewesen. Monti, außerdem daß er ein schlechter Maler war, fiel Jedermann mit sei-

nen elenden Sonetten beschwerlich, und hatte sich durch seine Satyre viele Feinde gemacht. Die Erbschaft in Macerati hatte er ganz durchgebracht, so daß er außer einem kleinen Stücke Land, welches ihm sein Vater als Fideicommiß gelassen, nichts mehr besaß. Durch den Danielle, unter dessen Departement die Sache fiel, weil er der erste Secretär bey dem Minister Marchese di Marco war, wurde es soweit getrieben, daß Monti Director der Maleracademie werden sollte. Auf der andern Seite wollte die Königinn den Tischbein haben. PH bekümmerte sich gar nichts darum, und der König fragte ihn nicht. So stritten sie sich fort.

Einen Morgen kam Tischbein zu PH und sprach mit ihm über die Sache. Hackert erklärte, daß er ihm würde, so viel als in seinen Kräften stünde und wo er könnte, behülflich zu diesem Posten seyn; daß er ihn aber als Fremder nicht empfehlen könnte bey dem König, wenn er nicht gefragt würde. Bonito hatte als Director 200 Ducati und als Cammermaler die gewöhnlichen 400 Duc.; zusammen also 600 Duc. PH stellte dem Tischbein vor, daß wenn ihn der König zum Director machte mit den 200 Duc., dieß nicht der Mühe werth wäre, und er mehr Zeit

verlöre als ihm die Stelle einbrächte; wenn ihn aber der König auch zum Cammermaler machte, alsdann wäre es schon der Mühe werth mit 600 Duc. jährlich den Posten anzunehmen. Vielleicht, bey der neuen Einrichtung der Academie, könnte er auch noch wohl Logis bekommen, welches auch 400 Duc. zu rechnen wäre. Er versicherte aufrichtig, daß er ihm nie entgegen seyn würde; als Fremder aber ihn unmöglich, ohne darüber gefragt zu werden, vorschlagen könnte. Tischbein sagte: „Der König giebt Ihnen 1200 Duc. jährliche Pension und Logis, für nichts als daß Sie nur bey dem König sind, wenn er will; wie ist es möglich, daß ich als Director mit so wenigem bestehen kann?" Hackert erwiederte ihm: Mein Posten ist ein neuer, der nie bey Hof existirt hat; er ist vom König geschaffen und wird vermuthlich auch mit mir aufhören. Tischbein sagte: „Der König von Preußen hat mir 1000 Rthlr. anbieten lassen, wenn ich will nach Berlin kommen, und die Director-Stelle der Academie annehmen." PH sagte ihm: „Ich rathe Ihnen, die Stelle sogleich anzunehmen, denn 1000 Rthlr. in Berlin sind so gut als 1600 Duc. in Neapel." Endlich verwickelte Danielle das ganze Werk so, daß Tischbein und Monti einen Concurs machen mußten mit einem

aufgegebenen historischen Sujet, welches jeder allein für sich zu machen hatte; wer es am besten machte, sollte die Stelle haben. De Angelis, als ein geschickter und solider Mann, wollte sich dazu nicht verstehen. Der Concurs ward gemacht. Natürlich war Tischbeins Bild gut gezeichnet, wohl componirt; wer beurtheilte es aber? Don Ciccio Danielle und sein Minister March. de Marco, beyde verstanden nichts von der Malerey. Danielle wollte seinen Monti zum Director haben, die Königinn den Tischbein; also zog sich das Werk in die Länge und ward je mehr und mehr verwirrt, so daß es Tischbein sehr leid that es angefangen zu haben. Endlich machte Danielle den Vorschlag durch seinen Minister, daß sie beyde Directoren würden, daß der König die 600 Duc. die Bonito hatte, zusammen lassen möchte, daß ein jeder Director 300 Duc. erhielte, doch ohne den Titel als Cammermaler. Der König, den man schon lange damit ennuyirt hatte, genehmigte es, und Tischbein ward mit Monti Director, jeder mit 300 Duc. jährlich. Tischbein bezahlte allein 300 Duc. jährliche Miethe für sein Quartier; nach einigen Jahren bekam er erst vom Könige frey Logis bey der Academie. Als ein geschickter Mann erwarb er sich Verdienste um die Academie. Er machte nicht allein gute Einrichtungen, sondern

leitete auch die Schüler gut an. Als ein braver Zeichner führte er den ächten antiken Stil ein, so daß seine Lehren in der Folge gute Früchte brachten, und einige wenige aus seiner Schule, die nachher als Pensionärs in Rom studirten, sehr geschickte Maler wurden. So lange er noch in Rom war, malte er sehr gut und versprach viel. Sein Conradin war gut colorirt, durchsichtig, wahr und angenehm. Auch mit verschiedenen Porträten, die er in Rom malte, machte er sich Ehre. Nachher verließ er das Malen, legte sich aufs Zeichnen, besonders hetrurischer Vasen, wodurch er vielleicht seinem eigentlichen Malertalent Abbruch that.

E n k a u s t i k.

Da der Rath Reiffenstein in Caserta bey ihm war, so machte Hackert einige Versuche à l'Encaustique, sowohl auf feine Pappendeckel als auf Holz, und auch auf getünchte Mauer, oder auf große Tavolozze, die er tünchen ließ, daß sie also wie eine Mauer waren. Der König, der vielmal in sein Stu-

dium kam, wollte das Wachseinbrennen selbst mit an⸗ sehen, und sagte: Morgen früh werde ich kommen. PH vermuthete, daß es, wie gewöhnlich, gegen sieben Uhr seyn würde; er kam aber halb fünf Uhr. Zum Glück waren schon die Bedienten auf. Hackert stieg eben aus dem Bette. Der König unterhielt sich in⸗ dessen recht gut, bis Hackert zu ihm kam, wo er denn das Einbrennen sah und selbst Hand mit anlegte. Diese Malerey wegen ihrer Haltbarkeit auf Mauer gefiel ihm so sehr, daß er gleich sagte: Ihr müsset mir mein Bad in Belvedere enkaustisch malen lassen; welches auch wirklich geschah. Der König sprach sehr viel über diese Art Malerey, und wollte genau davon unterrichtet seyn. Reiffenstein und Hackert waren verschiedener Meynung. Hackert behauptete, daß es beynahe unmöglich wäre, ein Gemälde in vollkomm⸗ ner Harmonie zu verfertigen, weil man die Farben ganz blaß sehe und auf das Gerathewohl arbeite, daß man erst siehet was man gemacht hat, wenn das Wachs eingebrannt wird; wo alsdann das heiße Wachs das in die Farben bereits befindliche schmel⸗ zet, und die Farben sehr lebhaft und schön erscheinen. Reiffenstein behauptete man könne retuschiren. PH gestand es ein; „Aber, sagte er, man tappet bey der Retusche eben so im Dunkeln wie zuvor: denn

die Farben sind blaß. Es kommt also, mit aller Praktik, auf ein gut Glück an, ob es geräth oder nicht." Er bewies, daß die antiken Gemälde in Portici, die in Pompeji und Herculanum gefunden waren, keine Harmonie hätten; daß die Gewänder alle mit ganzen Farben gemalt wären, als Roth, Gelb, Grün, Blau u. s. w.; daß das Fleisch in diesen Gemälden gemeiniglich zu roth wäre, oder gar zu blaß und grau. Kurz es schien ihm schwer, daß man ein vollkommenes Gemälde enkaustisch verfertigen könnte. Ueberdem so ist er der Meynung, daß ein Oelgemälde, wenn es mit guten Farben behandelt ist, so lange dauern kann, als ein enkaustisches Gemälde auf Holz oder Leinwand. Eins und Anderes muß in Acht genommen werden, wenn es sich conserviren soll. Was Verzierungen betrifft auf Mauer, da ist diese Art Malerey vortrefflich. In den Verzierungen kommt es so genau nicht an, ob der Ton der Farbe etwas weniges dunkler oder heller ist. Da nun der Maler sich zu seinem ganzen Zimmer oder Saal alle Töne die er nöthig hat, bereitet, so kann es ihm nicht fehlen, daß seine Verzierungen sowohl in Clair-obscur als Camajeu gleich werden. Was Arabesken und andere Sachen betrifft, wozu verschiedene Farben gehören, kann es ihm gleichfalls nicht fehlen, daß

alles aus Einem Tone kömmt und folglich die Harmonie in dieser Decorations-Malerey angenehm und gut werde. Es kommt viel darauf an, daß er seine Farben sehr gleich dick, und nicht dick an einer Stelle und an der andern dünner aufträgt: dann wird es auch bey dem Einbrennen egal. In Italien ist diese Malerey sehr nützlich, um ganze Zimmer auszumalen: denn sie hält sich sehr rein. Man staubt es ab, und reibet es mit einem wollnen Lappen über, wie man einen gebohnten Tisch abreibet, so bekommt es seinen vorherigen Glanz. Man ist von allerley Insecten frey, die sich in warmen Ländern häufig in die Kalkritzen einnisten, die sehr schwer herauszubringen sind ohne Auripigment; der aber in Leimfarben das Unangenehme hat, daß er Jahre lang stinket. — Ob in den nördlichen Theilen von Europa die Enkaustik anwendbar ist, müßte die Erfahrung lehren: denn da nach großen Fröſten die Wände, wenn sie aufthauen, öfters so schwitzen, daß das Wasser herunter läuft; so könnte es leicht seyn, daß die Farben darunter leiden und vielleicht abspringen. Hernach, so ist sie gegen die Leimfarben-Malerey theuer. Da bey der Decoration viele Mode herrschet, und selten der wahre gute Geschmack nach den Antiken eingeführt ist; so ist die Leimfarbenmalerey vorzuziehen, weil

sie weniger kostet, und man nach der Mode seine Zimmer beliebig verändern kann.

Studien-Gebäude.

Der Architect Santarelli hatte einen Plan gemacht, wornach das große Gebäude in Neapel, die Studien genannt, ausgebaut und vergrößert werden sollte, so daß alle Kunstwerke daselbst aufgestellt werden könnten, die sämmtlichen Statuen, das ganze Museum von Portici, die Gemälde von Capo di Monte, und was sonst noch von Kunstwerken und Antiquitäten sich vorfände. Der Plan war gut, bequem und anständig. Nachdem der König Stundenlang mit *EH* und Santarelli alles untersucht hatte, erhielt jener den Auftrag, einen genauen Anschlag über Kosten und Ausführung zu besorgen. Es waren 500,000 Neapolitanische Ducaten nöthig. Dabey war der Plan so gemacht, daß Niemand stehlen konnte, und wenn die Galeren-Sclaven, wie gewöhnlich, beym Abtragen des Bergs und beym Legen der Fundamente arbeiteten, noch 40,000 Ducaten

erspart wurden, die zum Transport und mehrerer Verzierung konnten angewandt werden. Der König war sehr zufrieden mit allem, Er verlangte jährlich 50,000 Ducaten, in der Banck deponirt, und versprach das Ganze in zehn Jahren fertig zu liefern. Wollte man jährlich mehr dazu anwenden, so könnte in weniger Zeit alles in Ordnung seyn.

Der Marchese Venuti jedoch mit seiner Vielschwänzerey verdarb alles: denn die Secretarie war schon eifersüchtig, daß der Pabst, der dem Minister abgeschlagen hatte, die farnesischen Statuen abgehen zu lassen, dasselbe doch nachher dem Marchese Venuti und Er bewilligte; und nun arbeitete sie daran, daß die Studien nicht gebaut werden sollten. Durch Cammeristinnen machte man die Königinn glauben, Er würde den Staat ruiniren, wenn man ihn gewähren ließe. Anfangs war der König fest, nach und nach, wie gewöhnlich, gewann die Königinn. Da Er dieß merkte, zog er sich mit Ehren aus der Sache und wollte mit dergleichen nichts mehr zu thun haben.

Zwey Jahre drauf that Don Ciccio Danielle Vorschläge, wie jene Zeichnung von San-

tarelli ausgeführt werden könnte. Sie wurden angenommen, und man verthat in zwey Jahren 350,000 Ducati, und der achte Theil war noch nicht gemacht. Als der König davon unterrichtet wurde, wollte er Rechnung abgelegt haben. Der Fiskal Marchese Vivenzio bekam die Commission. Verschiedene starben während des Processes, sogar der Majordomo maggiore, Prinz Belmonte Pignatelli. Der Architect Santarelli zog sich aus der Affaire und schob alles auf den zweyten Architecten, welcher gestorben war. Der König fand sich betrogen, und die Sache blieb liegen.

Marchese Vivenzio, ein wahrer Patriot und Kunstliebhaber, wünschte daß das Werk ausgeführt würde, und suchte verschiedene Male Ihn zu bereden, es von neuem anzugreifen. Dieser aber gab die kurze Antwort: Der Hof will betrogen seyn; in meinem Leben mische ich mich nicht mehr in die Sache.

Seehäfen.

Im Jahr 1787 wurde in Castel a Mare das erste Kriegsschiff gebaut, von vier- und siebzig Canonen, (La Parthenope). Das Schiff, im Moment als es vom Stapel ablief, sollte nebst dem dabey gegenwärtigen Hof und allem zuschauenden Volk vorgestellt werden. Im Grunde war der Vesuv, von jener Seite her gesehen. Das Bild wurde mit großem Detail ausgeführt und Georg Hackert stach es nachher in Kupfer; wodurch General Acton sich sehr geschmeichelt sah.

Der König bestellte noch fünf andre große Bilder, lauter Seehäfen: die Zurückkehr der Escadre von Algier, mit der Aussicht der Rhede von Neapel, von St. Lucia genommen; den Hafen von Castel a Mare; die Zurückkehr des Königs von Livorno nach Neapel, vom Magazin de' Granai genommen; La Badia di Gaeta, in der Ferne der Molo di Gaeta, und die Päbstlichen Galeren; Eine Vue von Fusia auf der

Insel Ischia. Diese sechs Bilder sind in Caserta, in einem Vorzimmer des Königs.

Der König schickte *H* 1788 nach Appulien, um alle Seehäfen zu zeichnen und zu malen. Er gebrauchte zu der Reise am adriatischen Meere, von Manfredonia bis Tarent, mehr als drey Monate.

San Leocio.

Als er von gedachter Reise zurückkam, präsentirte er sich der Königinn, die ihm Nachricht gab, daß der König in San Leocio eine Cur brauche, und ihm sagte, daß er sobald als möglich dahin gehen möchte, um dem König Gesellschaft zu leisten, der in dieser Zeit sonst Niemand sehe. *H* gieng denselben Tag noch nach Caserta. Abends nach seiner Ankunft bekam er ein höflich Billet, im Namen des Königs geschrieben, daß er sich nicht incommodiren möchte, des andern Morgens zu kommen; es würde Ihro Majestät aber angenehm seyn, ihn um 4 Uhr des Nachmittags zu sehen. Er wurde sehr gnädig em-

pfangen; der König hielt ihn bis in die Nacht auf. Da er beym Weggehen die Befehle Seiner Majestät verlangte, so frug der König: „Bleibt Ihr in Caserta oder geht Ihr wieder nach Neapel?“ EH erwiederte, daß er ganz von Ihro Majestät Befehlen abhinge. Der König sagte sehr gnädig und freundlich: „Wenn Ihr in Caserta bleibt, so werdet Ihr mir einen Gefallen thun, alle Nachmittag um vier Uhr zu kommen. Wir wollen Kupfer besehen und die Zeit angenehm zubringen, weil ich nicht aus den Zimmern gehen darf, bis die Cur zu Ende ist.“ So geschah es nun, und die Zeit verfloß sehr angenehm. Den letzten Tag dankte der König den wenigen Personen, die ihm Gesellschaft geleistet hatten, auf eine sehr verbindliche und schmeichelhafte Weise. Es war Niemand als Duca della Miranda, Duca di Riario, der Arzt Veiro und EH.

Der König hatte indessen den Gedanken gefaßt, San Leocio zu vergrößern, sowohl wegen seiner Seidenfabrick, die er da anlegte, wozu er verschiedene Florentiner hatte kommen lassen, als auch wegen des alten Pallastes von Belvedere, nebst der Kirche, die so zu sagen ein Pallast war, welche aufs neue befe-

stigt und hergestellt werden sollten. Diesen Zweck erreichte man durch angelegte Nebengebäude, und das Ganze gewann an Solidität.

Der Architect Collicini hatte den Bau zu besorgen. Er war ein Schüler vom alten Vanvitelli, sehr solid im Bauen, aber dem unglücklichen Borominischen Geschmack ergeben; und in dieser Art hatte gedachter Architect schon vieles gebaut und verziert. Dem König aber, der bey *H* in Neapel vielmals im Hause gewesen war, gefiel der dort angebrachte Geschmack zu meubliren und die Zimmer zu verzieren gar sehr. „Es ist simpel, sagte er, und schön, und doch ist ein Luxus darunter versteckt.“ Nun glaubte er im Anfang mit Collicini dergleichen selbst machen zu können; da es aber nicht gehen wollte, ließ er *H* ganz unversehens nach S. Leocio rufen, und sagte: „Ihr müßt mir helfen, sonst werde ich nicht fertig. Ich glaubte es allein machen zu können: aber ich sehe, daß ich nicht einmal dazu komme, meine Kupferstiche im kleinen Cabinet zu arrangiren. Nun habe ich Marianno Rossi hier; er soll mir einen Plafond malen: Ihr müßt mir die Gedanken dazu geben.“ *H* antwortete: Lassen mich Ew. Majestät ein wenig darauf denken.

Der König, der in allem was ihn persönlich angeht, sehr feurig ist, machte zehn Schritte und frug gleich: was ist Eure Meynung? Jener versetzte: da dieses ein Schlafzimmer ist, so finde ich schicklich eine Aurora in das Oval des Plafonds zu malen, und über dem Spiegel des Camins würde der Genius des Schlafs vorgestellt. Das Uebrige würde ganz simpel verziert, damit man ruhig die schöne Aussicht der Campagne Felice genießen könne. Indessen findet sich vielleicht noch was bessers, wenn Ew. Majestät mir Zeit lassen, zu denken. Der König sagte: Besser kann es nicht werden, und so wurde es ausgeführt.

Nun kam es an den Saal, wo der König Personen empfing. „Hier, sagte er, will ich es sauber haben, aber nicht königlich — stellet Euch vor, daß ich ein guter Baron auf meinem Landsitz bin — ohne Luxus, aber sauber. Was denket Ihr hier für den Plafond anzugeben?“ NN antwortete: Weil San Leocio ein Ort ist, wo Manufacturen angelegt werden; so finde ich schicklich im Plafond vorzustellen, wie Pallas die Menschen lehret spinnen, weben und dergleichen. Das fand der König gut, und es wurde ausgeführt. In den Thürstücken waren

die schönen Künste vorgestellt. Die Cabinette und Zimmer von seiner Suite wurden alle simpel und anständig ornirt, und dienten bey Festen Fremde aufzunehmen.

Der große Saal, der sowohl zur großen Tafel als zum Tanzen diente, wurde auf folgende Weise ornirt. Im Mittelbilde war Ariadne und Bacchus im Triumph vorgestellt, und in vier runden Feldern, Bacchus, der den Menschen den Ackerbau, Weinbau u. s. w. lehrte. Dieses wurde sehr schlecht von Fischetti ausgeführt; so daß der König sagte, als er es fertig sah: „es ist gut für eine Schenke, aber nicht für mich.“ Indessen da er den Künstler selbst gewählt hatte, so ließ ers geschehen und sagte: „Die Möbel, die Ihr habt machen lassen, sind solid und elegant; die Malerey will ich nicht ansehen. Es ist mir zu langweilig von neuem anzufangen und es herunterreißen zu lassen.“

Hernach fiel es dem König ein, ein großes Bad zu haben, von 80 Palmen Länge, wo er schwimmen konnte. Nachdem dieses gebaut war, ornirte es *Er* enkaustisch, sogar den Plafond, welches zwar mühsam war, aber glücklich ausfiel. Also ward Bel-

vedere di San Leocio fertig. Der König gab ein Fest, wo in einem Theater, das für den einen Abend nur von Holz gebaut war, die Nina pazza per Amore, von Paesiello, zum erstenmale aufgeführt wurde. Ph hatte die Anstalten zu dem Feste gemacht, und ungeachtet alles eng und klein war, dergestalt die Einrichtung getroffen, daß über 300 Damen und erste Cavaliere an den Tafeln sitzen konnten; die übrigen aber an kleinen Tischen oder stehend supirten.

Der König und die Königinn waren außerordentlich zufrieden, als sie den Tag vor dem Feste alle Anstalten sahen, indem sie nie geglaubt hatten, daß soviel Platz da wäre, und daß der große Saal noch zum Tanzen nach dem Souper frey blieb. Als das Theater geendigt war, wurde soupirt. Die Herzoginn Amalia von Sachsen-Weimar war dazu eingeladen. An des Königs Tafel befanden sich 48 Personen, und da eben zu der Zeit eine spanische Escadre vor Neapel lag, so waren auch alle Staabsofficiere derselben zu dem Feste geladen. Nach dem Souper wurde getanzt. Der König beschenkte Ph mit einer goldnen Dose und Repetiruhr, so daß die Königinn sagte: „Gott vergeb es mir! Ich fürchte,

daß es nahe an seinem Ende ist; denn er schenkt niemals." Indessen ist anzumerken, daß der König nicht Dosen, Uhren u. dgl. verschenkte, wie die Königinn häufig that; lieber verehrte er 100 auch 200 Unzen in Gold; welches denn für den Empfänger weit besser war als eine Dose, die er mit 80 Unzen bezahlt hätte, und nur 40 werth war.

Carditello.

Der König ließ Carditello bauen. Der Architect Collicini hatte abermals den Auftrag. Es ist ein großes Jagdhaus, oder vielmehr kann man es einen Jagdpallast nennen. Es sind viele Ställe dabey, theils für Pferde, weil eine Stuterey daselbst angelegt ist, theils für Kühe, deren über 200 waren. In der angelegten Meyerey wurde gute Butter und Parmesankäse gemacht. Ingleichen eine Bäckerey, um Brodt für die Arbeiter zu backen. Verschiedene andere Gebäude zur Landwirthschaft, und Wohnungen für diejenigen, die im Winter an diesem Orte leben: denn im Sommer ist die Luft sehr

übel, ja in gewissen Monaten tödtlich. Indessen Leute, die da geboren sind, halten es aus, ohne krank zu werden, leben aber doch selten über 40 bis 45 Jahre.

H. erhielt den Auftrag vom König, den ganzen Pallast von Carditello, nebst der darin begriffenen Kirche, mit Bildhauerey und Malerey zu verzieren. Dieses ward in zwey Jahren vollendet. Am Himmelfahrtstag, als dem Fest der Kirche, ward ein Wettrennen zu Pferde, auf englische Art, gegeben, in einem Oval, das rings um den Pallast und die Gebäude hergeht, und mit Stufen, wie ein Amphitheater gebaut ist. In demselben steht auch ein runder Tempel mit Säulen, worin sich die Musik befindet. Auch waren andere kleine populare Feste für das Volk eingerichtet, das zu vielen Tausenden herbeyströmte. Der König war sehr vergnügt, daß alles fröhlich und gut ausfiel, dankte H. für seine Mühe, und sagte: „Das ist der einzige Pallast den ich habe, der fertig und völlig möblirt ist.“

Sicilien.

Nun fingen leider die Unruhen in Frankreich an, und es fanden sich in Neapel auch heiße Köpfe für die Sache der Freyheit und Gleichheit. Der König fuhr indessen immer noch fort sich für die Künste zu interessiren. Im Jahr 1790 wurde PH mit einem kleinen Fahrzeug, welches man in Neapel Scappavia nennt, einer Art von Felucke, mit 12 Mann wohl bewaffnet, abgeschickt, die Küste von Calabrien und Sicilien zu besuchen, und alle malerischen Seehäfen zu zeichnen, und Studien zu machen, wonach die Bilder in Neapel könnten gefertiget werden. Die Reise ward gegen Ende Aprils angefangen; durch üble Witterung jedoch, die in dieser Jahrszeit ungewöhnlich ist, verlor PH viele Zeit, indem er an öden Stellen der Küste Calabriens, wo nichts zu zeichnen war, Halte machen mußte. Er ging darauf nach Messina, Syracus, Augusta und Palermo, wo er zur Zeit des Festes der heiligen Rosalia ankam, und den vielen Gaukeleyen der fünf

Tage beywohnte. Siebzehn Tage war er in Palermo, und zeichnete verschiedene Aussichten des Hafens und der Rhede.

Der Vice-König, Prinz Caramanica, der sein Freund schon seit langer Zeit in Neapel gewesen war, nahm ihn sehr günstig auf, und überdieß hatte ihn der König noch eigenhändig an den Prinzen empfohlen. Er hatte Logis im Pallast und war aufs beste versorgt. Den ersten Abend des Festes stellte der Prinz ihn selbst der ganzen Noblesse vor: denn der Prinz hatte oft in Neapel gesehen, daß sowohl der König als die Königinn H. bey Hoffesten an Souveraine vorstellten, welche damals Neapel besuchten; auch fiel dieses den Palermitanischen Cavalieren, die H. kannten, und ihn in Neapel, als ersten Cammermaler bey allen königlichen Festen gesehen hatten, nicht auf: hingegen die nie von ihrer Insel gekommen waren, begriffen es nicht, daß ein Maler vom Vice-König vorgestellt würde; noch weniger war es ihnen begreiflich, daß der Vice-König den Künstler oft bey Spazierfahrten in den Hafen und aufs Land mitnahm. Don Ciccio Carelli, erster Secretär des Vice-Königs, führte ihn in alle übrigen Assembleen, wo Feste gegeben wurden.

Da der König den Vorsatz gefaßt hatte, nach Wien zu gehen, wohin ihn die Königinn und die beyden Prinzessinnen begleiten sollten; so wollte PH noch vor der Abreise des Königs im August in Neapel seyn. Er verließ daher sein kleines Fahrzeug und ging mit dem gewöhnlichen Packetbot, il Tartaro, zurück. Wäre PH nicht noch mit Carditello und dessen Möblirung beschäftigt gewesen, so hätte ihn der König mit nach Wien genommen; Er wollte aber alles bey seiner Zurückkunft fertig finden, und so ließ er den Künstler zurück.

Kriegsunruhen.

Ohngeachtet die Unruhen sich immer mehr und mehr verbreiteten, so ging doch alles seinen Gang fort, bis der Krieg nach Italien kam, und die beyden Tanten Ludwigs des XVI. aus Rom nach Neapel flüchten mußten. Da fing alles an zu stocken. PH mußte sein Quartier im alten Pallast zu Caserta räumen, so wie alle andern Cavaliere, denen ihre Wohnung daselbst angewiesen war: die Prin-

zessinnen sollten ihn beziehen. EH wohnte noch ein Jahr in Caserta für sich, gab es aber auf, weil der Hof kein Quartier für ihn bezahlen wollte. Er wurde nun sehr oft nach Caserta gerufen, welches dem König am Ende mehr kostete, und EH verlor viele Zeit dabey. Indessen ging es noch so ziemlich. Der König kam dann und wann, aber viel seltner als sonst. EH sah wohl, daß das Ganze schief ging; aber er durfte sich's nicht merken lassen: denn alle Wohlgesinnte, die nicht in den Ton stimmten, den Haß und Parteygeist angegeben hatten, sondern vernünftig und ohne Leidenschaft urtheilten, waren augenblicklich in Verdacht, und in Gefahr, ohne Verhör, Jahrelang im Gefängniß zu schmachten. EH, um sich zurückzuziehen, und um nur die großen Festtage, wo es seine Stelle erfoderte bey Hofe zu erscheinen, oder wenn er gerufen wurde, sich zum König zu begeben, miethete sich ein klein Casino sul Vomero, welches die schönste Aussicht vom ganzen Meerbusen hatte. Wenn er zum König gerufen wurde, war Anstalt getroffen, daß die Nachricht davon in einer halben Stunde bey ihm war. Er setzte sich in den Wagen und konnte in der zweyten halben Stunde auf dem Pallast des Königs seyn. Also war

er auf dem Lande und in der Stadt zugleich, und brauchte den König nicht um Urlaub zu bitten.

Um sich von den traurigen Ahndungen zu zerstreuen, die er von den bevorstehenden Schicksalen hatte, machte er in den heißen Monaten malerische Reisen nach Monte Forte, Monte Vergine, zu den weißen Benedictinern, wo der General und viele Aebte seine Freunde waren, so wie auch zu den Camaldulensern a l' Incoronata. Und so brachte er in den Apenninen, so lange die große Hitze dauerte, mehrere Monate zu. In stiller Einsamkeit malte er viele fertige Studien nach der Natur, welches er im Winter verschiedene Monate zu Pozzuoli und Baja fortsetzte; machte ferner kleine Reisen auf seine Kosten, im Königreich, nach Cujazzo, Pie di Monte, Alifa, Sal Mattese. Allein die Sorgen begleiteten ihn überall hin.

Er gedachte daher seine Capitalien zurückzuziehen; aber sie mußten erst aufgekündigt werden. Auch war der Cours auf auswärtige Plätze schon so schlecht, daß man 15 p. C. verlor. Doch würde er dieses nicht geachtet haben, wäre es nur möglich gewesen, sein Geld zurückzuziehen, ohne öffentliches

Aufsehen zu machen: der Hof würde es sogleich erfahren und Verdacht geschöpft haben. Also war Schweigen und Abwarten das einzige Mittel.

Endlich wurde die weltbekannte unglückliche Catastrophe zubereitet, wovon Mylord Nelson und Lady Hamilton die Triebfedern waren. Jeder mußte sein Silber hergeben. *M* lieferte für 2400 Scudi Silbergeschirr ein. Löffel und Gabeln durfte man behalten. Jenes aber wurde bey angedrohter Confiscation verlangt. Man bekam Bankzettel, die in dreyßig Tagen 50 p|C. verloren. Der König zog alles baare Geld an sich, und der unglückliche Krieg ging an, von dem Niemand sich Gutes versprechen konnte, der einen Begriff von Krieg und von Armeen hatte.

Endlich flüchtete der Hof nach Palermo, und man ließ Neapel in Händen von Menschen ohne Talent und Redlichkeit. Sobald nun die Lazaroni Macht gewannen, war die Anarchie vollkommen, und jeder ehrliche Mann augenblicklich in Gefahr, sein Hab und Gut ausgeplündert zu sehen und ermordet zu werden. In dieser Lage befand sich *M* mit sei-

nem Bruder Georg, welche beyde in einem Flügel des Francavillischen Pallastes wohnten.

Nachdem der königliche Pallast ausgeplündert war, standen beyde Brüder hinter einer Jalousie am Fenster, um zu sehen, was für ein Lerm auf der Straße Chiaja wäre. Die Lazaroni riefen einander zu: Wir müssen den Francavillischen Pallast plündern, denn die Königinn hat viele schöne Sachen daselbst. Beyde Brüder nahmen Hut und Stock und jeder seine Schatulle mit Papieren und Cameen, und was sie sonst Pretioses hatten, um sich durch den Garten zu retten, zu dessen Genuß ihnen die Königinn den Schlüssel gegeben hatte. Sie wollten sich nach dem Casino auf dem Vomero begeben. Mit einmal entstand ein neuer gewaltiger Tumult unter den Lazaroni, dessen Ursache die Brüder nicht erfuhren; aber glücklicher Weise unterblieb die Plünderung. Indessen machten sie so viel als möglich insgeheim Anstalten, die besten Sachen einzupacken; welches nur mit vieler Schwierigkeit geschehen konnte, theils wegen der Lazaroni, theils weil die Feinde in der Nähe von Neapel waren.

Franzosen.

Endlich rückten die Franzosen ein. Es ist wohl nie von redlich gesinnten Menschen ein Feind so gewünscht worden, als die Franzosen in diesem Augenblick. Es herrschte die größte Anarchie, die man sich denken kann: jeden Augenblick Mord und Todtschlag. Wer sich am Fenster sehen ließ, konnte sich eine Kugel erwarten. Drey Tage jedoch, nachdem die Franzosen in Neapel eingerückt waren, sah man die wilden Lazaroni in Lämmer verwandelt; man hatte ihrer sieben an einem Tage erschossen. Jeder konnte nun ruhig des Tages auf der Straße gehen.

Den vierten Tag fand *EH* einen Zettel an seiner Thüre, daß der Divisionsgeneral Rey nebst seinem Generalstab und vier Commissarien bey ihm wohnen solle. *EH* widersetzte sich heftig, und verlangte zu wissen, mit welcher Autorität dieses geschehe. Man antwortete, das Einquartierungsbillet von der Municipalität sollte des andern Tages er-

folgen. Indessen rückten 86 Jäger und Pferde in den Pallast ein, weil so viel Stallung für sie da war. Die vier Commissairs blieben die Nacht da, und schliefen gekleidet auf Matrazzen: denn PH hatte nur drey Betten, eins für sich, eins für einen Fremden, und das dritte für den Bedienten. Des Morgens wollten die Commissairs alles versiegeln, welches mit guten und bösen Worten beygelegt wurde. Sie bemächtigten sich gleich siebzehn großer Gemälde von Seehäfen, die dem König gehörten, und unten im Studium von Georg Hackert standen. Drey Seehäfen von gleicher Größe waren bey PH in seinem Studium oben, die er mit Mühe und Weitläuftigkeiten rettete: denn er bewies endlich, daß der König sie noch nicht bezahlt habe, und sie bis jetzt noch des Künstlers Eigenthum wären. General Rey, der vom General Championet zum Commandanten von Neapel ernannt war, kam an, logirte sich in Philipps Quartier und bediente sich seines Bettes, seiner Küchengeräthschaften und alles was da war. Der Generalstab war unten einquartiert bey Georg Hackert, wo sie in Betten schliefen, welche die Municipalität geben mußte. Sein Studium wurde die Secretarie. Und so gereichte dasjenige, was ihnen so viel Glück und Vergnügen ge-

bracht hatte, den Theil eines königlichen Pallastes zu bewohnen, nunmehr zur großen Unbequemlichkeit, indem sie als Privatleute gleichsam an des Königs Stelle die neuen Gäste bewirthen sollten, und ihre eigenen Sachen als königlich angesehen wurden: denn das besondre Verhältniß, worinn sie standen, war den ankommenden Siegern nicht leicht deutlich zu machen.

Rettung.

Den General Rey lud *H.* den ersten Tag, weil sein Koch noch nicht angekommen war, zum Essen ein, und durch höfliche und kräftige Behandlung, auch durch die Vorstellung, daß sie geborne Preußen seyen, wurde der General ihr Freund; und wie *H.* im siebenjährigen Kriege sein erstes Aufkommen als Künstler französischen Officieren zu danken hatte, so dankte er nun französischen Generalen seine Rettung.

Es kam ein Billet von der Municipalität, daß *H.* sogleich 1200 Napolitanische Ducaten Contribu-

tion bezahlen sollte. Baar Geld war nicht vorhanden, also wendete er sich an General Rey um guten Rath. Dieser setzte sich mit ihm in den Wagen und brachte ihn zum General Championet, dem er ihn als einen berühmten Künstler vorstellte, da er denn sehr gut aufgenommen ward. Allein von der Contribution war dießmal nicht die Rede; doch wurde er nachher durch die erworbene Gunst auf eine indirecte Weise von derselben befreyet.

General Rey bezeigte sich sehr freundlich gegen die beyden Brüder, und verlangte, daß sie täglich mit ihm speisen sollten; ja er verwies es ihnen auf die höflichste Weise, wenn sie einmal fehlten. Auch gab er auf manche andere Weise an den Tag, wie sehr er sie schätze und beschütze. Hierdurch wurde *PH* in große Verlegenheit gesetzt: denn in seinem Herzen war er überzeugt, daß die Republik nicht bestehen könne, und daß der König bald wieder in den Besitz seines Landes kommen würde. Viele Generale besuchten ihn nun in seinem neuen Hause, das er bezogen hatte, seitdem er den Francavillischen Pallast verlassen mußte. Sie zeigten sich alle als Liebhaber der Kunst, einige als Kenner. General Rey war vertraulich und aufrichtig gegen ihn. Eines

Tages sagte er: „Daß Ihr kein guter Republikaner seyn könnt, ist mir sehr begreiflich: denn ein Künstler, der jährlich 6000 Livres Pension verliert, nebst einer schönen Wohnung und hundert andern Bequemlichkeiten, kann unmöglich ein Freund von der neuen Ordnung der Dinge seyn; aber Ihr seyd ruhige Leute, und habt euch weder sonst noch jetzt in Regierungsgeschäfte gemischt. Wir schätzen Euch als Artisten, und respectiren Euch als Preußen. Und wie ich Euch seit einem Monat kenne, habe ich den besten Begriff von Euch. Aber ich rathe Euch, ja ich verlange aufs dringendste, daß Ihr Neapel verlaßt und nach Paris gehet: denn ich kann Euch vertrauen, daß man mir schon angesonnen hat, Euch als Royalisten arretiren zu lassen. Ziehet weg. Männer und Künstler wie Ihr seyd, Ihr könnt in der ganzen Welt ruhig leben."

Misliche Lage.

Die beyden Brüder hatten schon längst über ihre Lage nachgedacht, ihre Verhältnisse zur Municipalität wohl überlegt, und auch vorher schon vom General Rey etwas ähnliches hören müssen. Sie sahen voraus, was nach dem wahrscheinlichen Abzug der Franzosen sie erwartete. Sie beschlossen daher sich zu entfernen, und wenn auch nicht gerade nach Paris zu gehen, wenigstens Livorno zu erreichen: denn der Großherzog Ferdinand war noch in Toscana. Einige Tage darauf sagte General Rey zu Ch: Wann gehet Ihr? Dieser antwortete: mit dem ersten Schiffe, das neutral ist. Ein Däne liegt hier, der Quarantaine hält, mit dem will ich gehen. Der General versetzte: thut es so geschwind als möglich, denn ich habe meine Ursachen. Er rief sogleich seinen Secretair und gab jedem einen Paß, mit der Weisung ihn beständig in der Tasche zu tragen, und die französische Cocarde auf dem Hut. Und so waren die beyden Brüder bey Hof in Palermo für Jacobi-

ner ausgeschrieen, und in Neapel wollte man sie als Royalisten einkerkern. In diesem Falle befanden sich damals alle vernünftigen und mäßigen Leute.

Abfahrt.

Endlich war die Quarantaine des dänischen Capitains zu Ende, und FH mußte bis Livorno über 300 Piaster bezahlen für sich, seinen Bruder, einige zwanzig Kisten und einen englischen Wagen. General *Rey* hatte Befehl gegeben, daß nichts, was ihnen zugehörte, visitirt werden sollte. Der dänische General-Consul, *Christian Heigelin*, war auch mit auf dem Schiffe, Director *Tischbein* und andere mehr, in allem 43 Passagiere. Bey Monte Christo ward das Schiff von einem französischen Caper besucht, und weil ein Türke auf dem Schiffe war, welcher Datteln hatte, so wurde das Schiff genommen. FH widersetzte sich mit Heftigkeit, zeigte seinen französischen Paß, und wurde als Preuße respectirt. Indessen wollten sie das Schiff nach Bastia in Corsika bringen. *Heigelin* und *Schwarz*,

als Kaufleute, wußten wohl, daß in Bastia keine Gerechtigkeit sey; also da die Caper das Schiff verlassen hatten, handelten sie mit den beyden Kerls, die auf dem Schiffe als Wache zurückgeblieben waren, und stellten ihnen vor: der Großherzog von Toscana habe schon das Land verlassen und die Franzosen seyen im Besitz desselben. Sie möchten das Schiff anstatt nach Bastia, nach Livorno bringen lassen. Dieses kostete 200 Piaster, welche *EH* mit den beyden obgenannten bezahlte, weil sie die besten Güter auf dem Schiff hatten.

Livorno.

Der Wind ward ungestüm und trieb das Schiff gegen Livorno, und nach einer verdrießlichen Reise von dreyzehn Tagen kamen sie in der Nacht auf der Rhede daselbst an. Des Morgens früh wurde das Schiff wie gewöhnlich besucht, und weil ein Caper darauf gewesen war, 25 Tage Quarantaine declarirt, welche auch im Hospital St. Jacob gehalten wurde.

EH ließ gleich seinen englischen Wagen wegbringen, da es aber an die Kisten kam, wollte man sie visitiren, ob auch englische Waren darin wären. Durch den preußischen Agenten und den General Miolis aber wurde alles sogleich vermittelt, und die Kisten ohne Visitation verabfolgt. Der Kaufmann Schwarz hingegen und andere hatten noch einen weitläuftigen Proceß, der erst lange hernach in Paris entschieden wurde.

General Miolis war durch General Ney schon unterrichtet, daß die beyden Gebrüder Hackert nach Paris gingen. Die Sache war aber schwer auszuführen, und man ließ die Entschuldigung gelten, daß das Meer voller Caper, und das Land voller Armeen sey. Sie wählten einstweilen Pisa zu ihrem Wohnplatze und hielten sich stille, bis endlich die kaiserlichen Truppen einrückten.

Florenz.

Ein Jahr darauf zogen beyde Brüder nach Florenz und richteten sich ein. Im Jahr 1803 kaufte LH sich eine Villa mit zwey Podere, welches soviel sagen will, als zwey Bauerfamilien, welche das Land der Herrschaft um billige Bedingungen bauen. Diese Villa liegt a San Piero di Carreggio nahe bey der Villa, wo Lorenzo il Magnifico gewohnt hatte. LH hatte seine Wohnung in Florenz und lebte viele Monate auf der Villa, wo ein Studium eingerichtet war, so daß er fleißig malte, und sich dabey auch mit der Cultur des Landes beschäftigte. Er behandelte seinen Wein nach Chaptals Unterricht, preßte sein Oel, wie es die Provenzalen machen, legte sich einen Küchengarten an, baute das Kornland besser, ließ gemauerte Gräben ziehn, pflanzte einige tausend neue Reben, so daß sein Gütchen in kurzem sehr einträglich ward. Die Wohnung war reinlich und einfach eingerichtet, und er sah nur wenige

Freunde, und Fremde, die ihm empfohlen waren, damit die Ruhe des Landlebens nicht gestört werden möchte. Sein Bruder Georg besorgte in der Stadt den Kupferstichhandel und was sonst von dieser Art vorfiel; kam Sonnabends zu ihm, und ging Montags früh nach Florenz zurück. Dieser Bruder ward ihm aber bald durch den Tod geraubt. Er starb den 4ten November 1805, noch nicht 50 Jahr alt. Er wurde als Protestant in Livorno begraben: denn in Florenz ist keine Grabstätte für Protestanten.

Lebensende.

Noch ein ganzes Jahr verlebte Ph. in völliger Thätigkeit; doch ward er gegen Ende von 1806 vom Schlagfluß befallen, worauf er noch einige Zeit mit Besinnung und Hoffnung lebte, bis er im April 1807 die Welt verließ.

Er gehörte zu den Menschen, die auf eine entschiedene Weise ihres eignen Glücks Schmiede sind. Sein angebornes Talent entwickelte sich bald, und

ein ruhiger Fleiß, eine unausgesetzte Bemühung brachte ihn nach und nach auf den Gipfel, wo wir ihn gesehen haben. Er war eine von den glücklichen Naturen, die bey einer großen Selbstbeherrschung Jederman dienen, und Niemand gehorchen mögen. Er hatte die Gabe sich in Menschen zu schicken, ohne im mindesten biegsam zu seyn. Dabey gereichte es ihm freylich zum größten Vortheile, daß gerade das Fach, wozu ihn die Natur bestimmt hatte, zu seiner Zeit vor vielen andern begünstigt war. Die große Strenge und Ordnung, mit der er seine Kunst so wie seine Geschäfte betrieb, ward mild und leidlich für Andre, indem sein eigentliches Metier ihn Jedermann angenehm machen mußte. Die vielen Liebhaber suchten und bezahlten ihn, die vielen Dilettanten strebten ihm nach, und jeder war schon zufrieden, wenn er sich auch nur einen Schein jenes großen Talentes gewonnen hatte. So war Hackert geschätzt ohne beneidet zu werden, und konnte immer er selbst seyn, ohne den Menschen lästig zu fallen.

Seinen Brüdern war er mehr als Vater; er ward ihnen zugleich Lehrer und Gönner, Führer und Beschützer. Sein Aeußeres war seinem Innern völlig gemäß. Wohlgebaut zeigte er sich strack, ohne

steif zu seyn, doch mehr mit einem ernsten als gefälligen Anstand. Man hätte wohl in seinem Wesen etwas Diplomatisches finden können, welches in dem kalten Gefälligen der Hofleute besteht, ohne das Submisse von diesen zu haben, weil der Diplomate sich immer auch gegen die vornehmsten Personen, mit denen er umgeht, eine gewisse Würde geben muß, indem er, wenn er auch ihres Gleichen nicht ist, doch ihres Gleichen vorzustellen hat. Wir dürfen hierbey nicht vergessen, daß er ein Preuße von Geburt war und seinen Theil von der Glorie des großen Königs sich zueignete. Er ähnelte daher durch Tüchtigkeit, Strenge, Schärfe, Thätigkeit und Ausdauer den besten, die uns aus dieser Nation bekannt geworden; eine Vergleichung, die indem sie den Begriff von ihm erleichtert, ihm nur zur Ehre gereichen kann.

Nachträge.

Vorerinnerung.

Die Nachricht von dem Tode seines verehrten Freundes Philipp Hackert erhielt der Herausgeber zugleich mit einem Packet biographischer Aufsätze, welche ihm der Verewigte in einer frühern und letzten Verordnung zugedacht hatte. Sie sind größtentheils von Hackerts eigener Hand, und freylich war die vorzunehmende und dem Verstorbenen zugesagte Redaction manchen Schwierigkeiten unterworfeu. Die Anmuth solcher Aufsätze beruht auf einem natürlichen, fast mehr noch als die Rede selbst losen und ungezwungnen Styl, welcher sich jedoch in einer Druckschrift wunderlich ausnehmen, ja kaum lesbar seyn würde. Den Freunden des Künstlers und der Kunst eine nicht misfällige Lectüre zu bereiten, und dem Natürlichen, Wahren, Anmuthigen jener Blätter bey einer Bearbeitung so wenig als möglich zu entziehen, war

die Aufgabe, welche man zu lösen sich angelegen seyn ließ; und man wünscht, daß die Absicht wenigstens im Ganzen möge gelungen seyn.

Diese durch unsere Redaction entstandne Sammlung besteht in drey Abtheilungen, wovon die erste einen kurzen Abriß des Lebens- und Kunstganges unsers Hackert bis in sein vierzigstes Jahr enthält; die zweyte aus dem Reise-Journal eines Engländers, der mit Hackert Sicilien durchzog; die dritte aus einer Anzahl nicht eigentlich zusammenhängender Anecdoten, welche jedoch die Kunst- und Lebensthätigkeit des merkwürdigen Mannes vielseitig vor Augen stellen. Möchte man von jener ersten Abtheilung wünschen, daß sie etwas mehr, und von der letzten, daß sie etwas weniger ausführlich verfaßt wäre; so geschähe es wohl nicht ganz mit Unrecht. Doch hat man bey Redaction dieser Hefte, weder dort etwas zugeben, noch hier etwas abnehmen können, ohne den Character derselben zu zerstören. Da man hier Nachrichten von einem bedeutenden Manne und zwar durch ihn selbst erhält; so ist es billig, daß man auch seiner eigenen Art, womit er von sich spricht, etwas nachgebe. Wir haben daher an diesen Aufsätzen nicht mehr gethan als nöthig war, um sie lesbar zu machen, da-

mit das meistens glückliche Leben unseres Freundes auch glatt und bequem vor den Augen des Beschauers hinfließen möge.

Was das Reisejournal betrifft, so konnte die Frage entstehen, ob es wohl der Mühe werth sey, solches zu übersetzen und abzudrucken. Sicilien, das in der zweyten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts gleichsam erst für fremde Nationen entdeckt wurde, ist so vielfach durchreist und beschrieben worden, daß man sich kaum nach einer abermaligen, besonders nach einer älteren Reisebeschreibung sehnen möchte. Die Bemerkung jedoch, daß man eher müde wird selbst zu reisen, als Reisebeschreibungen zu lesen, schien auf eine bejahende Antwort hinzudeuten. Freylich besitzen wir einen verständigen einsichtigen Swinburne, einen edlen und männlichen Riedesel, einen heitern mit unter etwas übereilten Lebemann Brydone, einen geschäftigen, aber nicht immer zuverlässigen Borch, einen treuen und guten, aber etwas weitschweifigen Bartels, einen ernsten und gefaßten Münter, einen unterrichteten und blühenden Stollberg, einen wissenschaftlichen, obgleich nicht genug begründeten Spallanzani, den durch sein Kupferwerk alles gleichsam abschließenden Houel, ja noch so

manche andere, daß man also gar wohl diesen Knight hätte entbehren können, um so mehr als er einige seiner Vorgänger unmittelbar vor Augen gehabt zu haben scheint. Aber ein jeder, der in der Ferne ein Land studieren will, er habe es früher nun selbst gesehen oder nicht, wird immer so viel Zeugen aufsuchen als er nur kann, deren Menge in diesem Fall nur interessanter ist, weil sowohl die verschiedenen Zeiten, in welchen sie beobachtet, als die verschiedenen Standpuncte, woraus sie die Gegenstände angesehen, dem Betrachtenden und Urtheilenden sehr zu Statten kommen. Reisebeschreibungen aus verschiedenen Jahren sind gleichsam als Chroniken solcher Gegenstände anzusehen; die eigentlichen augenblicklichen Zustände werden aufgefaßt und festgehalten, indessen sich in der Wirklichkeit manches verändert und sich nach wenigen Jahren ganz neue Erscheinungen dem Beobachter darbieten. So stand zu den Zeiten Knights Messina noch aufrecht, und der Weg auf den Gipfel des Aetna war, obgleich beschwerlich genug, doch noch zurückzulegen, anstatt daß nach der Eruption von 1787, welche am Gipfel selbst ausbrach, das Erklimmen desselben beynahe unmöglich ward. Von Schlüssen, die aus solchen Vergleichungen können gezogen werden, giebt uns Spal-

lanzani ein interessantes Beyspiel, indem er zusammenstellt, was seine Vorgänger von der innern Beschaffenheit des ätneischen Kraters gemeldet hatten. Und wer von denen, die sich mit der Erdbeschreibung ernstlich beschäftigten, hat nicht mehr oder weniger auf gleiche Weise verfahren? Die Bekanntschaft, die wir bey dieser Gelegenheit mit so bedeutenden Männern machen, ist fast eben so viel werth, als die Bekanntschaft mit den Gegenständen selbst: denn wo zeichnen sich die Nationen und die Individuen derselben wohl mehr aus, als auf Reisen? Jeder bringt eine gewisse einheimische Urtheilsweise mit; Jeder hat einen gewissen Maßstab des Guten, Würdigen, Wünschenswerthen oder Vortrefflichen; und auch der Zeitcharacter, den die Reisenden an sich tragen, spricht sich aus. Hackert mit seinen beyden englischen Freunden erscheint durchaus tüchtig, wohlwollend, rechtlich, auf einen bestimmten Zweck losarbeitend. Die Hauptrichtung des Jahrhunderts gegen alle Unthätigkeit und was den Menschen darin erhält, die Hauptneigung zu allem, was wirksam und förderlich ist, besonders im Staatsfache, so wie im Oeconomischen, Merkantilischen, Technischen, erscheint an diesen wenigen Männern theils in der Reisebeschreibung, theils in der Biographie. Sie bekennen sich alle zu der Reli-

gion des ehrlichen Mannes, und wir sehen einen Pabst, einen König, welche Redlichkeit und Thätigkeit zu schätzen wissen, ohne zu fragen, welcher Kirche ein solcher Mann angehöre. Der Widerwille Knight's gegen alles was Faulheit und Tagedieberey begünstigt, bricht überall hervor, und so scheint er völlig jenen Tagen gemäß denkend, von welchen sich seine Reisebeschreibung datirt.

Zu dieser Apologie des gegenwärtig abgedruckten Tagebuchs läßt sich noch hinzufügen, daß es doch auch gleichsam gefordert wird, in dem Leben eines Landschaftsmalers auch einmal die Landschaft selbst zu sehen; welches eigentlich nur durch einen Dritten geleistet werden kann, der, indessen der Künstler zeichnet, die wörtliche und schriftliche Schilderung der Gegend übernimmt. Mehrere Stellen dieser Art sind Herrn Knight vorzüglich gelungen. So sind es denn auch nur wenige Bogen, die man sogar, nach Belieben, überschlagen könnte.

Uebrigens ist er als ein Mann von Kenntnissen, besonders in der griechischen Literatur, bekannt, und Verfasser eines bedeutenden Werks, welches den Titel führt: An analytical Essay on the Greek Al-

phabet, by Richard Payne Knight. London 1791. Auch war er Liebhaber der Kunst: denn Downton-Castel in Shropshire, sein Geburtsort, enthält viele Gegenstände der Sculptur und Malerey, die er auf seinen Reisen gesammelt hatte. Durch ein Versehen heißt er in dem Hackertschen Manuscript mit Vornamen Henry; der also nach dem eben angeführten Werke zu berichtigen wäre.

Hier nehmen wir auch Gelegenheit von Hackerts zweytem Reisegefährten, Herrn Gore, umständlichere Nachricht zu geben.

Charles Gore.

Geboren den 5. December 1729 zu Horkotow in Yorkshire, stammte aus einer würdigen Familie, und einer seiner Vorfahren war Lord Mayor der Stadt London gewesen. Sein Vater, ein sehr rechtschaffner und wohlwollender Mann, führte den gleichen Vornamen, und war der jüngste von drey Brüdern. Die ältesten wurden Parlamentsglieder und ihn bestimmte man zur Handelschaft, nach Art jener Zeit, wo man es jüngern Söhnen des ersten Adels nicht nachtheilig hielt, wenn sie ihr Glück auf diesem Wege suchen wollten. Er war eine Zeitlang als Director der englischen Factorey in Hamburg angestellt, und gerade in der Epoche, als die englischen Armeen unter dem Commando des Herzogs von Marlborough sich auf dem festen Lande befanden. Der Herzog war ihm sehr gewogen und zeichnete ihn aus; er dagegen widmete sich dergestalt der Person und dem Interesse dieses großen Heerführers, daß,

als beyde zurück nach England kamen, und der Herzog bald in Ungnade fiel, die beyden ältern Brüder aber auf der Seite des Ministers Lord Oxford hielten, er darüber verdrießlich sich von seiner Familie trennte und sich nach Yorkshire begab, wo er eine Besitzung kaufte und bey schon zunehmendem Alter heiratete.

Er hatte sieben Kinder von seiner Gattinn, darunter unser Charles Gore das dritte, und der einzige Sohn war. Er ward in der Westminster Schule erzogen, und weil sein Vater bey geringem Vermögen mehrere Kinder hatte, gleichfalls der Kaufmannschaft gewidmet, da er denn mehrere Jahre auf dem Bank-Comtoir seines Onkels John Gore arbeitete; als er aber einst seine Familie in Yorkshire besuchte, machte er Bekanntschaft mit einer jungen Erbinn, die bey ansehnlichem Vermögen eine vorzügliche Schönheit besaß. Als er durch die Heirat mit diesem Frauenzimmer unabhängig ward, so verließ er alsbald seine kaufmännische Laufbahn, die ihm von jeher sehr mißfallen hatte. Seine Gattinn brachte ihm vier Töchter, davon die zweyte sehr zeitig starb; er aber blieb mit seiner Familie in Yorkshire bis zu seines Vaters Tode, und beschäftigte sich diese Zeit

über, so gut als die Lage seines Wohnorts zuließ, sich in jenem Talent zu üben, welches er von Jugend an bey sich entdeckt hatte, Mechanik nämlich und Schiffbaukunst. Nach dem Tode seines Vaters konnte er nunmehr seiner überwiegenden Leidenschaft für die Schiffahrt vollkommnen Lauf lassen, welche bis zum größten Enthusiasmus anwuchs, als er in Hamtshire die angenehme Stadt Southampton an dem Flusse gleiches Namens zu seinem Aufenthalte wählte, die wegen der Nähe von Portsmouth mit seinen Werften, und mit Spithead, wo die Flotte gewöhnlich stationirt, ihm alles lieferte, was er nur zum Studium und zur Ausübung seines Lieblingsgewerbes nöthig hatte.

Dieses trieb er zehn bis zwölf Jahre unermüdet, indem er verschiedene Schiffe nach seinen eignen Modellen erbauen ließ, wovon das eine, die Schnecke genannt, ein Kutter, wegen seiner zierlichen Gestalt und der Schnelligkeit des Segelns merkwürdig und von allen Seeleuten bewundert war. Herr Gore hatte die Ehre in diesem Schiffe die Brüder Ihro Majestät, die Herzoge von York, Glocester und Cumberland, von Southampton auf Spithead, Portsmouth, die Insel Whight und sonst umher zu führen. Gewöhnlich brach-

te er seinen Sommer, ja den größten Theil des Jahres damit zu, daß er mit der Flotte die Küste von England befuhr, auch die Küsten von Frankreich, die Inseln Guernsey, Jersey und andre besuchte, und auf diese Weise die Kenntniß des Schiffbaues und des Seewesens sich eigen machte, wodurch seine Zeichnungen so außerordentlich schätzbar werden. Er hatte beständig zwey Matrosen im Dienste, und stand selbst immer am Steuerruder. Zu einer Fahrt auf die hohe See nahm er alsdann mehrere Mannschaft.

Erst in dem Jahr 1773 ward er veranlaßt diese seine Lage und eine Lebensart aufzugeben, die ihm so äußerst angenehm war; doch der schlimme Gesundheitszustand seiner Gattin, und die Meynung der Aerzte, daß die Luft von Southampton ihrer Genesung entgegenstehe, bewogen ihn um ihrentwillen einen mildern Himmelsstrich zu suchen, und seine Familie zu einem Winteraufenthalt nach Lissabon zu versetzen. Aber die Gesundheit seiner Gattinn wurde dadurch so wenig gefördert, daß er das nächste Jahr nach England zurückzukehren im Begriff stand, als unvermuthet ein alter Bekannter ankam, Capitain Thompson, der den Levant, eine Fregatte von 32 Canonen commandirte, und auf seinem Wege in das

mittländische Meer in Lissabon ansprach. Herr Gore konnte dem freundlichen Erbieten des Capitäns nicht widerstehen, der ihn und seine Familie nach Livorno zu bringen versprach; und weil dieser geschickte Schiffmann den Auftrag hatte, den verschiedenen englischen Garnisonen Geld zu bringen; so fand Herr Gore die erwünschte Gelegenheit Gibraltar und Port Mahon auf der Insel Minorca zu sehen, an welchem letzten Platz der Capitän sich beynahe drey Wochen aufhielt.

Sie trennten sich in Livorno; nachdem Herr Gore sich fast ein Jahr in Florenz aufgehalten, und seine jüngste Tochter dem Lord Cowper, der daselbst ansäßig war, verlobt hatte, zog er mit seiner Familie nach Rom und Neapel, und kehrte nach einiger Zeit der Vermählung seiner Tochter wegen nach Florenz zurück, nachdem er vorläufig ein Haus in Rom gemiethet hatte, wo er sich denn meistens bis zum Jahr 1778 aufhielt.

Während dieser Zeit machte er vertraute Bekanntschaft mit Philipp Hackert, dem berühmten Landschaftsmaler. Sie brachten zwey Sommer zusammen auf Castel Gandolfo und Albano zu, immerfort mit

verschiedenen Lustreisen beschäftigt, wobey sie immer nach der Natur studirten und zeichneten; welches in dieser göttlichen, reichen und durch so mannigfaltige Schönheiten verherrlichten Gegend ein großer Genuß war. Kehrten sie gegen den Winter nach Rom zurück, so brachte Gore seine meisten Abende in Hackerts Hause zu, wo sich einige deutsche Künstler, ingleichen englische und andere Fremde ebenfalls einfanden, die sich wie er den Künsten ergeben hatten. Gewöhnlich saßen sie um einen großen Tisch, auf welchem mehrere Lampen stunden, und jeder wählte sich ein Vorbild aus Hackerts schönen Studien nach der Natur, indessen ein italiänischer Abate ihnen den Tasso und die übrigen vorzüglichen italiänischen Dichter vorlas und erklärte. Der Abend ward gewöhnlich mit einer mäßigen aber guten Tafel beschlossen, und die Träume dieser kleinen Societät sollen oft besonders malerisch gewesen seyn.

Im Jahre 1777 unternahm Herr Gore in Gesellschaft seiner Freunde, Hackert und Knight, die Reise nach Sicilien, woran er sich Zeitlebens sogern erinnerte. Nach drey Monaten kehrten sie nach Rom zurück, und im folgenden Jahre verließ Gore Italien, um nach der Schweiz zu gehen. Hackert begleitete

ihn abermals, bis Venedig, wo sie mit großen Schmerzen von einander schieden, indem Hackert mit einer Gesellschaft junger Engländer und Russen die boromeischen Inseln besuchen wollte.

In der Schweiz verweilte Gore beynahe zwey Jahre und kehrte nach England zurück, indem er auf dem Wege Frankreich, die Niederlande und Holland besuchte. In seinem Vaterlande hielt er sich abermals gegen zwey Jahre auf; als aber im Jahr 1785 die Gesundheit seiner Gattinn von neuem zu sinken anfing, so brachte er sie nochmals aufs feste Land und kehrte unmittelbar von Spaa nach England allein zurück, um seine Geschäfte in Ordnung zu bringen, indem er sich vorgenommen hatte, sich durchaus in Neapel niederzulassen. Aber ein unerwartetes Unglück zerstörte diesen Plan. Während seiner Abwesenheit starb die geliebte Gattinn zu Spaa den 22. August 1785, an einem Flußfieber, den neunten Tag ihrer Krankheit, zum größten Schmerz ihrer Töchter, denen sie mit Recht so werth und theuer gewesen. Auf Anordnung ihres Gemals ward ihr Leichnam ins Vaterland gebracht. Herr Gore hatte jene traurige Nachricht zu Shobdencourt in Shropshire vernommen, da er am Podagra in dem Hause seines Freun-

des Lord Batemann daniederlag, der mit seiner trefflichen Gemahlinn ihm in diesen körperlichen und Gemüths-Bedrängnissen den liebenswürdigsten Beystand leistete. Sobald er wieder hergestellt war, kehrte er zu seinen Töchtern zurück, hielt sich einige Monate im Haag auf, wo er sich vornahm den bisher noch unbetretenen Theil von Deutschland zu besuchen. Sie gelangten im October 1787 nach Weimar und setzten ihre Reise nach Dresden und Berlin fort, und wurden zuletzt durch die zuvorkommende Güte und Freundlichkeit der Weimarischen Herrschaften bewogen, sich im Jahre 1791 in Weimar niederzulassen.

Die Gegenwart dieses vortrefflichen Mannes ist unter die bedeutenden Vortheile zu rechnen, welche diese Stadt in den letzten Jahren genossen. Seine Persönlichkeit machte stets einen wohlthätigen Eindruck. Einfach, freundlich und gefällig erwies er sich gegen Jedermann; selbst noch im Alter machte seine Gestalt, seine Gesichtsbildung einen sehr angenehmen Eindruck. Der Unterhaltung mit ihm konnte es niemals an Stoff fehlen, weil er vieles gesehen, erlebt und gelesen, ja man kann sagen keinen Augenblick des Lebens mit unbedeutenden Gegenständen zugebracht hatte. Seine ansehnlichen Einkünfte setzten ihn in den Stand

bequem und behaglich zu leben, und dabey großmüthig, gegen Thätige fördernd, gegen Leidende hülfreich zu seyn. Sein durchaus gleichförmiges Betragen machte seine Gesellschaft sicher und angenehm, und selbst wenn er am Podagra litt, war er noch heiter, mittheilend und unterhaltend. Sein früheres Leben auf der See, an den Küsten, in schönen und bedeutenden Gegenden hatte jene Lust in ihm erregt, solche flüchtige Augenblicke zu fixiren. So hatte er sich der Prospectzeichnung ergeben, und war hauptsächlich dadurch mit Hackert innig verbunden. Um desto gewisser von der Richtigkeit solcher Abbildungen zu seyn, hatte er die Camera obscura angewendet; deren Mängel ihm zwar nicht verborgen waren, deren er sich aber doch als Liebhaber mit vielem Vortheil zu bedienen wußte. Er setzte dergleichen Uebungen immer fort; welches ihm um so leichter ward, als er an Rath Krause, einem sehr geschickten und in diesem Fache fertigen Künstler, den besten Gehülfen fand. Er machte mit demselben verschiedene Reisen, davon ich nur der zu der Belagerung von Mainz und der nach den boromeischen Inseln gedenke.

Was ihn aber zu Hause auf eine sehr angenehme Weise beschäftigte, war die Sorgfalt, womit er seine

früheren Zeichnungen zusammenstellte, ordnete, ausarbeitete, durch Nachzeichnungen aus Reisebeschreibungen ergänzte und in große Bände zusammenbinden ließ. Hieraus entstand eine vorzügliche Folge von Aussichten. Lissabon, Gibraltar, Minorca, die Küsten des Mittelmeers, Sicilien, Italien, waren unter verschiedenen Gesichtspuncten glücklich aufgefaßt und mit der Leichtigkeit eines Liebhabers dargestellt. Die Seestücke und Häfen zeichnen sich vorzüglich durch trefflich gezeichnete Schiffe aus: denn indem Herr Gore so lange Zeit sich mit dem Schiffbau abgegeben, so waren ihm diese wichtigen Gebäude nicht bloß dem Scheine nach bekannt; sondern er verstand ihre Formen, so wie die ganze Technick, wodurch sie bewegt werden, aufs genaueste. Wie ein tüchtiger Figurenzeichner, der mit der Anatomie wohl vertraut ist, die Gelenke an den rechten Ort setzt, so waren bey ihm die Theile des Schiffs im rechten Verhältniß, weil er ihren Gebrauch und die Wirkung, die sie hervorbringen sollten, sehr genau kannte; wie er denn auch bis kurz vor seinem Ende mit der Gesellschaft zu Verbesserung des Schiffbaus in London, deren Mitglied er war, in beständigem Verhältniß blieb und ihr seine Betrachtungen mittheilte, die er über diesen Gegenstand immer fortsetzte. Als Beweis

seiner unveränderlichen Neigung zu diesen Gegenstän- den kann man anführen, daß er nicht vier und zwanzig Stunden vor seinem Ende, welches den 22. Januar 1807 erfolgte, seiner Tochter den Wunsch ausdrückte, daß sie bey ihrem Ableben ein Legat der Societät der Marine zu London hinterlassen möge. Eben so verordnete er in seinem Testamente, daß von den alten Matrosen, welche mit ihm jenen Kutter, die Schnecke, geführt hatten, der eine, welcher noch am Leben war, eine Pension regelmäßig bis an sein Ende erhalten sollte: welches denn auch durch seine treffliche Tochter gewissenhaft erfüllt worden.

Jene Sammlung, die in den letzten Jahren sei- ne größte Freude gemacht hatte, ward nach einer kurz vor seinem Tode ausgesprochenen Verordnung Ihro des Herzogs von Weimar Durchlaucht zum An- denken übergeben. Es sind diese schönen Bände auf die Bibliothek niedergelegt, und werden daselbst auf- bewahrt. Eine Marmorbüste des Herrn Gore wird daselbst auch das Andenken an seine Persönlichkeit erhalten. Seinen Ueberresten gestattete man den Vorzug, in der Hofkirche niedergesetzt zu werden, wo sie neben seiner ältern Tochter Elise Gore, einer

der würdigsten Schülerinnen Hackerts, die ihrem Vater vorausgegangen, eine Ruhestätte gefunden. Ihm daselbst ein wohlverdientes Monument zu setzen, war seiner jüngern Tochter Emilie vorbehalten.

Ausführliche Beschreibung
der
Sechs Gemälde,
die zwey Treffen bey Tschesme vorstellend.

S. oben Seite 28 — 38.

Erstes Gemälde.

Evolution, um den Feind zu der Schlacht von 5. July 1770 zu nöthigen.

Die türkische Flotte war in einem Halbzirkel am rechten Ufer des vesten Landes bey Tschesme geordnet. Das türkische Schiff mit der großen roth und grünen Flagge und dem rothen Wimpel auf dem großen Mast commandirte der Capitän Bascha; das Schiff mit der großen gelb und rothen Flagge auf dem großen Mast war des Contre-Admirals; das Schiff mit der großen rothen Flagge auf dem Fockmast befehligte der zweyte Contre-Admiral; alle andre türkische Schiffe führen rothe Flaggen und Wimpel. Auf dem Lande hinter der Flotte stehen die Landtruppen, dreyßigtausend Mann stark, die Landung der Russen zu verhindern, und die Schifftruppen im

Nothfalle abzulösen. Hievon sieht man nur einen Theil auf dem Bilde, indem Lager und Zelte durch die Schiffe und den Rauch bedeckt sind; so wie man auch von mehreren Galeren, kleinen Schiffen und Schaluppen zum Transport der Mannschaft, nur einige vorgestellt sieht.

Der Ober-General der kaiserlichen Flotte, Graf Orlow, hatte beschlossen die Feinde bey geringem Winde, der ihn jedoch begünstigte, anzugreifen, und rückte um 11 Uhr mit drey Divisionen vor. Die erste Division von drey Schiffen, die Europa, St. Estafi und Tri Swetitele befehligt der Admiral Spiridow, dessen große Flagge auf dem Mittelmast des zweyten Schiffes St. Estafi, worauf er sich befand, zu sehen. Diese ganze Division hat blaue Windfahnen. Das erste Schiff, Europa, wendet sich, indem es auf den Feind seine Ladung abfeuert, welcher schon die russische Flotte eine Zeitlang beschossen hatte. Die zweyte Division gleichfalls von drey Schiffen, St. Januarius, Tri Erarcha und Rastislaw, rückt in Linie vor und wird von dem Ober-General, dem Grafen Orlow, befehligt, der auf dem Schiffe Tri Erarcha sich befindet, auf dessen großem Mast man die große Kaiserflagge sieht. Auf

dem Fockmast ist die große rothe Flagge als Zeichen des Angriffs. Diese ganze Division hat weiße Windfahnen. Die dritte Division besteht aus drey Schiffen, Netron Menja, Swetoslaw und Saratow, unter den Befehlen des Admiral Elphinston, der sich auf dem Schiffe Swetoslaw befand. Es hat die Contreadmirals-Flagge auf dem Besanmast. Diese ganze Division hat rothe Windfahnen, und rückt gleichfalls in Linie vor. Die Bombarde, die sich bey der zweyten Division nach vorn zu befindet, wirft beständig Bomben auf den Feind.

Zweytes Gemälde.

Treffen von Tschesme den 5. Juli 1770.

Das Schiff St. Estafi, welches das Schiff des türkischen Contre-Admirals genommen hatte, war von dem großen brennenden Mast desselben entzündet, aufgeflogen. Die Trümmer desselben sieht man im Vordergrund. Man erblickt Russen, welche die türkische Flagge retten, um dieses Zeichen ihres Siegs zu erhalten. An der andern Seite mehrere Türken und Russen, die sich um die Wette auf einen Theil der Trümmer zu ret-

ten suchen. Weiterhin erblickt man eine russische Schaluppe, die eine Menge russischer Soldaten und Matrosen rettet, die mit dem Schiff aufgeflogen waren. Alle die übrigen Schaluppen eilen herbey zu demselben Zweck, aufgefodert durch den rothen Wimpel auf dem Fockmast des Admiralschiffs Tri Erarcha. Dasselbe Schiff hat Anker geworfen, und schlägt sich unaufhörlich mit kleinem Gewehr- und Canonenfeuer. Das Schiff Rastislaw hält an der Windseite, um sich mit Vortheil zu schlagen. Das Schiff Tri Swetitele, um der Gefahr zu entgehen, von dem brennenden türkischen Schiff entzündet zu werden, durchbrach die Linie der Türken unter fortdauerndem Gefecht. Die Europa und der heilige Januarius fahren fort zu manövriren, indem sie die feindlichen Schiffe beschießen. Die dritte Division des Contre-Admirals Elphinston ist noch nicht in den Streit verwickelt. Die Schaluppe, die sich entfernt, ist die, welche den Admiral Spiridow und den Admiral Grafen Orlow gerettet hatte. Das Schiff des türkischen Contre-Admirals, das durch den St. Estafi genommen war, entzündete sich. Die türkische Mannschaft, um sich zu retten, stürzte sich ins Meer; einige Stunden darauf erreichte das Feuer die Pulvercammer, und das Schiff flog auf. Der erste türkische Contre-Admiral

hat sein Ankertau gekappt, seine Flaggen gesenkt, und entfernt sich, um nicht durch gedachtes Schiff angezündet zu werden. Ein anderes in der Nähe macht Anstalten dasselbe zu thun, während es sich noch schlägt. Alle übrigen Schiffe, dieselbe Gefahr und das beständige Feuer der russischen Flotte fürchtend, kappen gleichfalls ihre Ankertaue und beginnen ihren Rückzug.

Drittes Gemälde.

Rückzug der Türken in den Hafen von Tschesme.

Die Türken ziehen sich in den Hafen zurück mit gesenkten Flaggen. Das Schiff Tri Erarcha, worauf sich der Graf Orlow befand, gab das Signal zum Verfolgen, indem eine rothe Flagge mit einem weißen Oval in der Mitte am großen Maste unter der Kaiserflagge aufgesteckt war. Das Schiff selbst aber und der Rastislaw ist noch im Gefecht mit den Feinden, indeß der übrige Theil die Flotte verfolgt. Die Schaluppen, welche befehligt waren, die Mannschaft des aufgeflogenen Schiffes zu retten, kehren zurück

und nähern sich ihren Schiffen. Der Vordergrund stellt eine kleine Insel vor, wo sich ein türkischer Posten befindet, der den russischen Schaluppen durch ein anhaltendes Feuer beschwerlich fällt; sie antworten demselben, indem sie ihren Weg fortsetzen. Mehrere Türken von der Mannschaft des aufgeflogenen Schiffes retten sich auf diese Insel.

Viertes Gemälde.

Nächtlicher Angriff vom 7. July 1770.

Die vier Schiffe, Europa, Rastislaw, Netron Menja und Saratow, zwey Fregatten, Africa, Nadegda, und eine Bombarde machen die Escadre aus, die den Feind angreifen sollte. Sie war vom Contre-Admiral Greig befehligt, der auf dem Schiff Rastislaw sich befand. Auf dem Gipfel des großen Mastes sieht man die Cornette, und auf dem Flaggen-Maste drey angezündete Schiffs-Laternen, welche das Zeichen zum Angriff sind. Um den Angriff zu maskiren, scheint die übrige Flotte sich segelfertig zu machen. Die vier Brander liegen vor Anker und er-

warten das Signal zum Handeln. Die Bombarde wirft beständig Bomben. Die Fregatte Nadegda nähert sich der türkischen Batterie von 22 Canonen, ungeachtet ihres beständigen Feuers. Die Fregatte Africa nähert sich von der andern Seite, um die Vollendung einer andern angefangenen Batterie zu verhindern. Die türkischen Schiffe alle vor Anker in dem Hafen von Tschesme, fangen, indem sie die Annäherung der russischen Escadre bemerken, zu canoniren an.

Fünftes Gemälde.

Verbrennung der türkischen Flotte im Hafen von Tschesme.

Die drey Schiffe, Europa, Rastislaw und Netron Menja, liegen vor Anker am Eingang des Hafens, nahe bey der feindlichen Flotte, welche sie immerwährend beschießen. Der Saratow bleibt zurück, um im Nothfall eines dieser Schiffe zu ersetzen. Die Fregatte Nadegda feuert auf die Batterie von 22 Canonen; Africa fährt fort die Errichtung der zwey-

ten Batterie zu verhindern. Die Bombarde feuert unaufhörlich.

Da der Wind sich völlig gelegt hatte, sendete der Graf Orlow die Schaluppen zu jenen Schiffen, um sie im Fall einer Gefahr wegbringen zu können. Die andern Schiffe der Flotte liegen vor Anker. Die vier schon abgesendeten Brander haben die türkische Flotte in Brand gesteckt, wovon ein Theil schon durch die glühenden Kugeln der drey Schiffe entzündet gewesen. Man hat die beyden Effecte eines Schiffs, welches auffliegt, vorgestellt. Der erste ist der, wo man die Feuersäule sieht, die sich in Wolken ausbreitet, ungefähr drey Minuten dauert, und sich alsdann, wie man auf dem zweyten Effect sieht, in das rothe Feuer mit Funken verwandelt, in dessen Mitte eine Rauchsäule aufsteiget, welche sich nach oben verbreitet, und auch ohngefähr drey Minuten dauert. Man hat für gut befunden, zwey Schiffe vorzustellen, deren eines drey Minuten nach dem andern aufgeflogen wäre, um die verschiedenen Wirkungen einer solchen Explosion sehen zu lassen. Zugleich sieht man, daß die Flammen der feindlichen Flotte sich einem Theil der Stadt und den nächsten Landhäusern mitgetheilt haben.

Sechstes Gemälde.

Rückkehr der siegreichen Flotte am Morgen des 8. July 1770.

Die Escadre der drey Schiffe, die beyden Fregatten und die Bombarde kehren bey Anbruch des Tages von ihrer glücklichen Unternehmung zur Flotte zurück, und bringen ihre Prisen mit, nämlich das Schiff Rhodus mit gesenkter Flagge unter der russischen; sodann vier Galeren, den einzigen Ueberbleibseln der türkischen Flotte. Das Schiff Rastislaw, indem es sich dem Schiff Tri Erarcha nähert, grüßt den Oberbefehlshaber, dessen Schiff antwortet. Im Vordergrund sieht man die Trümmern mehrerer feindlichen Schiffe, und Türken, die sich zu retten suchen.

Hackert's Kunstcharakter
und
Würdigung seiner Werke,
von
Herrn Hofrath Meyer.

Hackerts Verdienst als Landschaftsmaler und das Eigenthümliche seiner Werke klar auseinander zu setzen, ist keine leichte Aufgabe, theils weil er die Prospectmalerey hauptsächlich emporgebracht und noch bis jetzt von Niemand darin übertroffen worden, theils weil zwar wohl das Publicum, aber nicht immer die Kunstrichter seinen Talenten und seiner großen höchstachtbaren Kunstfertigkeit Ehre und Recht haben widerfahren lassen.

Damit aber der vorgesetzte Zweck möge erreicht werden, so wird sich der Leser einige Rückblicke auf den Zustand oder vielmehr auf den Gang der Landschaftsmalerey seit dem 17ten Jahrhundert gefallen lassen. Gegen die Mitte desselben nämlich blühten die drey

großen Künstler Claude Lorrain, Caspar Dughet und Salvator Rosa; allein es ist nicht zuviel behauptet, wenn man sagt, der Kunsttheil, welchen sie so sehr verherrlichten, habe damals auch seinen Wendepunct erreicht: denn wiewohl die folgenden Zeiten nicht gänzlich arm an ausgezeichneten Talenten waren, so können doch die seither erfolgten Rückschritte in der Landschaftsmalerey nicht wohl abgeläugnet werden. Der Gehalt der Erfindungen, wie nicht weniger auch die allgemeine Uebereinstimmung der Theile zum künstlich malerischen Ganzen, hat abgenommen. Vorerwähnten großen Meistern folgten Nachahmer, welche aber als solche nothwendig hinter ihren Mustern zurückblieben; sodann folgte die Prospectmalerey, deren Ursprung bey den Bildnißliebenden Engländern zu suchen seyn dürfte. Bald verbreitete sie sich auch nach Frankreich, wo Vernet, um die Mitte des 18ten Jahrhunderts vornehmlich, mit den bekannten Ansichten der Seehäfen sich seinen glänzenden Ruhm erworben, und zu eben der Zeit fanden auch die durch Aberli zu Bern verfertigten Schweizerprospecte sehr vielen Beyfall. Während der siebziger Jahre endlich gelang es unserm Hackert, wie aus den vorstehenden Nachrichten ersichtlich ist, sich in den Ruf des ersten Landschaftsmalers seiner Zeit zu setzen, und durch ihn

erreichte das Fach der Prospectmalerey die höchste Vollkommenheit, indem es unmöglich scheint, den realistischen Forderungen, mit geringerem Nachtheil für die wahre Kunst, besser Genüge zu leisten, als in seinen Bildern geschieht. Mit unendlicher Treue und Wahrheit stellt er uns die Gegenden von Rom, Tivoli, Neapel u. s. w. vor Augen; der Beschauer erhält Rechenschaft vom geringsten Detail, und doch ist alles ohne ängstliche kleinliche Mühe, meisterhaft, sicher, ja sogar mit Leichtigkeit vorgetragen. Ueber dieses nimmt man bey Hackert eine beständige Thätigkeit des guten Geschmacks oder wenn man will des Schönheitssinnes wahr. Freylich sind seine Gemälde nicht alle, hinsichtlich auf den Inhalt, gleich anziehend, weil es die Gegenden nicht waren, die er auf Bestellung nachbildete; aber man wird schwerlich ein Beyspiel finden, daß er den Standpunct ungünstig gewählt, oder den darzustellenden Gegenständen eine solche Lage und Beleuchtung gegeben, daß der malerische Effect wesentlich dadurch gefährdet würde. Doch um eine deutliche Uebersicht von Hackerts Künstlerverdienst zu gewinnen, ist es nothwendig, eine nähere Prüfung anzustellen, in welchem Maße er den verschiedenen Eigenschaften Genüge leistete, die von dem Kunstwerk überhaupt gefordert werden.

Erfindung liegt eigentlich ganz außer dem Kreise landschaftlicher Prospectmalerey, und so machen die Werke unseres Künstlers auf dieses höchste Verdienst keinen Anspruch. Auch ist aus den wenigen, frey erfundenen Landschaften, die er verfertigt hat, abzunehmen, daß er sich wohl schwerlich mit Glück darum würde bemüht haben.

Auch die Anordnung bleibt dem Prospectmaler nicht frey überlassen, und in sofern war Hackerts Verdienst von dieser Seite nur ein bedingtes. Da er aber, wie ihm vorhin schon zugestanden worden, seinen guten Geschmack in der Wahl der Standpuncte bewiesen, so daß nur in seltnen Fällen, wo es der gegebene Gegenstand unvermeidlich machte, die Linien nicht gut aufeinander treffen, hat er gezeigt, daß ihm dieser Theil der Kunst keineswegs fremde gewesen.

Der Artikel der Zeichnung kann in der Landschafts- und zumal in der Prospectmalerey aus einem doppelten Gesichtspuncte betrachtet werden. Erstlich in wiefern der Maler die Gestalt und Proportion der nachzubildenden Gegenstände richtig auf seine Leinewand überzutragen versteht, und hierin ist Philipp

Hackert der allervollkommenste Meister gewesen. Zweytens, in wiefern seine Zeichnung durch Gestalt und Umrisse den Character der verschiedenen, in einem Gemälde befindlichen Gegenstände anzudeuten weiß, und auch hierin steht unser Künstler keinem seiner Zeitgenossen nach. Seine Lüfte sind leicht, der Baumschlag mannigfaltig; der Künstler druckt die verschiedenen Arten der Blätter so wie der Stämme sehr wohl aus. An den Felsen ist oft selbst die Steinart angedeutet. Die Pflanzen des Vordergrundes sind mit Kunst, Bestimmtheit und Sorgfalt dargestellt. Besonders aber pflegte Hackert seine ganze Kunst an nicht sehr entfernten Bergen zu zeigen, an denen sich die verschiedenen Partieen noch deutlich unterscheiden. Vielleicht ist das Detail hiebey oft größer als es dem malerischen Effect des Ganzen zuträglich ist; dagegen läßt aber auch die Wahrheit und Treue der Darstellung nichts weiter zu wünschen übrig.

Die Kunstrichter haben Hackerts früheren Gemälden Mangel an Uebereinstimmung des Colorits vorwerfen wollen; zuletzt aber wurde er beschuldigt, daß er bunt male. Jener erste Tadel ist halb ungerecht, weil er nur aus der Vergleichung der Hackertischen Gemälde mit den Meisterstücken der älteren

großen Künstler entspringt. Unter Hackerts Zeitverwandten haben wenige harmonischer, vielleicht keiner kräftiger gemalt als er. Daß hingegen manche seiner späteren Arbeiten etwas bunt seyen, läßt sich nicht völlig abläugnen. Doch hiezu, wie zu einigen harten Stellen, scheint er, indem er nach der Natur malte, durch das an sich löbliche Bemühen, dieselbe recht treu nachzuahmen, verleitet worden zu seyn. Denn die Pallette erschöpfte sich schon an den Fernungen, und den gedachten bewundernswürdig wahrhaft und mit dem größten Detail ausgeführten näheren Bergen, also daß für manche Partieen des Vordergrundes keine hinreichenden Farbenmittel mehr in des Künstlers Gewalt waren, und er sich zu Uebertreibungen genöthigt sah. Hackerts Colorit ist deswegen, zumal wenn er Abendschein ausdrücken wollte, nur in einzelnen Theilen vortrefflich; aber in diesen einzelnen Theilen auch wirklich unübertreffbar. In Gemälden, wo er die Aufgabe zu lösen hatte, Morgenbeleuchtung darzustellen, findet sich mehr Accord, das Verhältniß der Tinten ist mehr kunstgerecht; jedoch hat er, wenn man nämlich milden Ton und Farbenschmelz im Ganzen als die Haupteigenschaften des guten Colorits betrachten will, gerade hierin die vortrefflichen älteren Meister nicht immer erreicht.

Die Beleuchtung anlangend, hielt sich unser Künstler bloß an die Natur, ohne wie man wohl sieht, diesen wichtigen Theil der Kunst vorzüglich studirt zu haben. Vielleicht hat ihn sein reales Streben nach Darstellung des Wirklichen abgehalten, sich die Vortheile einer künstlich angeordneten Beleuchtung zu Nutze zu machen. Wie dem auch sey, Hackerts Gemälde geben zwar, in Hinsicht auf Licht und Schatten, zu keinem gegründeten Tadel Gelegenheit; doch haben sie auch eben so wenig von dieser Seite Anspruch auf vorzügliches Verdienst.

In der Kraft und Nüancirung der Farben weichen die Gründe meistens richtig hintereinander zurück; wo indessen von den obgelobten näheren Gebirgen sich welche finden, so wollen diese wegen ihrer reichen detaillirten Ausführung zu sehr herantreten, und scheinen alsdann den Künstler oft zu einigen Härten im Vordergrunde genöthigt zu haben.

Verschiedene, dem Gebiet der Ausführung oder Behandlung angehörige Eigenschaften sind bereits berührt worden; es ist also nur noch anzumerken, daß Hackert den Pinsel mit unumschränkter Meisterschaft führte. Die Leichtigkeit und Sicherheit, womit

er arbeitete, die zweckmäßige Methode, die er im Anlegen und Vollenden beobachtete, konnte es ihm auch allein möglich machen, nicht nur eine sehr große Anzahl Oelgemälde, sondern auch viele Gouachen, und beynahe unzählige Sepienzeichnungen zu verfertigen; welche man in größern wie in kleineren Sammlungen durch ganz Europa antrifft. Freylich läßt sich nicht behaupten, alle diese Werke seyen mit gleicher Sorgfalt ausgeführt; unterdessen ist bey weitem die größere Zahl mit durchgehaltner Aufmerksamkeit vollendet; der vernachlässigten hingegen sind so wenige, daß man sie gewissermaßen als Seltenheiten betrachten kann.

Hackerts Gemälde sind, wie es für Prospecte schicklich ist, meistens mit Menschen und Thieren der Gegend, welche sie darstellen, staffirt, und als Staffage betrachtet, können alle diese Figuren für gut und hinreichend gelten. Weidendes Vieh gelingt ihm sogar mit unter recht lobenswürdig. Sehr selten und gleichsam nur zum Versuch bringt er auch heroische Figuren an; sie können aber auf kein großes Lob Anspruch machen, weil es ihm an der Erfindungsgabe sowohl als an der erforderlichen Wissenschaft in der Zeichnung fehlte.

Zu Anfang dieser Betrachtungen ist ausgesprochen worden, die Prospectmalerey habe durch Hackert ihren Gipfel erreicht, und die Prüfung der besondern Eigenschaften seiner Kunst wird deutlich gezeigt haben, daß er alle die für dieses Fach erforderlichen Talente in hohem Grade besessen; hingegen in denjenigen, welche der freyen poetischen Landschaftmalerey vornehmlich angehören, nicht geglänzt habe. Und so bleibt nur noch zu untersuchen übrig, ob von seinen Nachfolgern jetzt schon einer in dem genannten Fach mehr geleistet, oder in wiefern zu erwarten stehe, daß künftig einer ihn übertreffen und ihn von der obern Stelle verdrängen werde. Den ersten Theil der Frage hat die Erfahrung selbst schon beantwortet, weil keiner der jetzt lebenden Landschaftsmaler (mit ihrer Gunst sey es gesagt!) Aussichten nach der Natur im Ganzen so vortrefflich darzustellen vermag, als wir solches in Hackerts Bildern wirklich geleistet sehen. Ueber den zweyten Theil kann man zwar nicht entscheidend sprechen: denn die Gränzen des Möglichen sind nicht wohl zu bestimmen; absehen aber läßt es sich allerdings nicht, wie es Jemand gelingen sollte, gegebene landschaftliche Gegenstände mit größerer Richtigkeit und Treue nachzubilden. Denn wollte sich einer mit noch strengerer Gewissen-

haftigkeit ans Wirkliche halten und dabey mehr Detail anbringen; so würden seine Werke weniger angenehm ausfallen, auch würde er der Trockenheit und dem Vorwurf eines platten geschmacklosen Naturalismus schwerlich entgehen. Im Colorit müßte ihm nothwendig begegnen, was schon oben gegen Hackert erinnert worden, daß nämlich die Farbenmittel der Pallette nicht für das ganze Bild ausreichen. Wollte aber Jemand durch Zusetzen und Weglassen, so wie durch willkührlichere Anordnung bewirken, daß seine Bilder den Forderungen der Kunst mehr Genüge leisteten; wollte er durch künstlichen Gebrauch von Licht und Schatten größeren malerischen Effect hervorbringen, durch weise Mäßigung der Farben mehr Harmonie über das Ganze verbreiten; so würde er schon in das Gebiet der höheren, freyen, dichterischen Landschaftsmalerey übergehen; er würde ein besserer Künstler als Hackert seyn, aber diesem doch seinen Rang als erstem Maler des bedingten Fachs der Prospecte nicht streitig machen können.

Ueber Landschaftsmalerey.

Theoretische Fragmente.

Es läßt sich wohl denken, daß ein Mann wie Philipp Hackert, der seiner Natur nach so verständig war und immerfort in einem klaren Bewußtseyn lebte, Betrachtungen über die Kunst im Allgemeinen, besonders aber über die Art, wie Er solche behandelt, wie Er in derselben zu einem hohen Gipfel gelangt, während einer so thätigen und langen Lebenszeit, öfters angestellt habe. Er war zu solchen theoretisch-practischen Bemerkungen durch die Sulzersche Theorie, auf die er einen sehr großen Werth legte, aufgefordert, und fühlte in sich wohl den Beruf, dasjenige was er so gut ausübte, auch gelegentlich auszusprechen. Er hatte stets Liebhaber und Künstler als Schüler um sich, und theilte denselben gern seine Ueberzeugungen mit. Da es sich ihm nun so gut zuhörte, und Jedermann sich leicht durch einen so trefflichen Meister überzeugt fand; so wünschte man natürlich diese fruchtbaren Lehren auch aufs Papier fixirt zu sehen, und gab ihm diesen Wunsch öfters

zu erkennen. Er ließ sich daher bewegen wiederholte Versuche zu solchen didactischen Aufsätzen zu machen; allein es wollte ihm nicht gelingen, seine so wohlgefaßten Gedanken mit einer gewissen Methode darzustellen.

Es liegen mehrere Papiere vor uns, welche von dieser Bemühung zeugen, und ihr Inhalt ist werth und würdig genug aufbewahrt zu werden. Allein es kann dieses nur in Gestalt von Fragmenten geschehen, die wir denn auch so unsern Lesern mittheilen.

Nach Ihrem Verlangen, mein Freund, erhalten Sie hiermit meine Gedanken über die Landschaftsmalerey. Gewöhnlich glaubt man, es sey etwas leichtes, Landschaften zu zeichnen und zu malen. In diesem Irrthum stehen die meisten Liebhaber, ja sogar Künstler, denen es an Einsicht und Kenntniß fehlt. Einige Massen mit einem gewissen Effect zusammengestellt, können unsrer Einbildungskraft als eine Landschaft erscheinen, die aber sehr unvollkommen ist. So findet man sogar verschiedene Steine, wo die scherzende Natur Städte, Häuser, Thürme, ja sogar oft Bäume vorgestellt hat. Im Lumachell-Marmor

sieht man allerley Figuren, besonders Köpfe, sowohl Carricaturen als schöne Gesichter. Dieß hängt aber mehr von unserer Einbildungskraft ab; wie denn auch einer mehr oder weniger als der andere in solchen Dingen zu sehen glaubt. Und solchen zufälligen Naturerscheinungen sind gar oft die unbestimmten Entwürfe mancher Maler ähnlich.

Viele mißrathenen Historienmaler legten sich auf das Landschaftsmalen, weil sie es für leicht hielten; ja sie glaubten sich zu erniedrigen und hätten dergleichen Dinge nicht unternommen, wenn sie sich dadurch nicht ihren Lebensunterhalt verschafft hätten; ja sie sprachen selbst mit Verachtung davon. Allein es glückte ihnen auch nicht. Viele haben sich Jahre durch gequält, ohne etwas hervorzubringen; auch ist ihr Name unbekannt geblieben.

Es ist beynahe nicht möglich zu einem Grade der Vollkommenheit zu gelangen, wenn man diese Kunst der Landschaftsmalerey nicht in ihrem ganzen Umfange studirt. Ich finde, daß bey allem Fleiß das menschliche Leben dazu zu kurz ist, wie zu allen andern Künsten. Jetzt da ich sechzig Jahr alt bin, fange ich erst an wahr zu sehen und die Natur rich-

tig zu beurtheilen und nachzuahmen, ungeachtet ich von meinem sechzehnten Jahre an sie belauschet und mit Eifer und Fleiß studirt habe.

Es gehört zu der Landschaftsmalerey überhaupt nicht allein ein feiner Geschmack und ein feines Gefühl; sondern es ist auch ein anhaltender Fleiß erforderlich, alle nöthigen Studien zu machen, die so mannigfaltig sind, daß man sich kaum vorstellt, wie viele Gegenstände man nachzuahmen und ihnen den Character der Wahrheit und Schönheit zu geben hat, man mag nun nach der Natur zeichnen oder malen.

Ferner gehört eine gute Gesundheit dazu, die Veränderung der Witterung zu ertragen, weil der Landschaftsmaler die Sommermonate in öden Gegenden zubringen muß, wo die Natur von Menschenhänden noch nicht verstümmelt ist. Nahe bey den Städten findet man Cultur, aber keine malerischen Gegenstände, obgleich viele Liebhaber diese Landschaften vorziehen. Sie denken an das schöne angebaute Land, das so ergiebig ist und so manche reiche Aerndten verschafft, an Oel, Wein, Obst und andern Früchten mehr, die in dem italiänischen Clima nabe beyeinander wachsen, so daß man z. B.

Toscana einen wahren Garten nennen kann. Diese Vorstellung der Fruchtbarkeit macht nun jenen Liebhabern die Natur aus solchem Gesichtspunct betrachtet, schön; und obgleich die Gegenstände in diesem Sinne auch mögen schön genannt werden, so sind sie doch nur für den Landschafter selten brauchbar, außer in der Ferne, und in mittleren Planen, da können sie gut und dienlich seyn, selten aber nahe, und im Vorgrunde ganz und gar nicht: die Natur ist zu sehr gekümmert, selten malerisch. Je weniger die Gegenden cultivirt sind, je malerischer sind sie. An Vorgründe ist bey jenen Gegenden nicht zu denken, die sich äußerst selten finden.

Nach meiner Meynung muß der Landschafter Figuren gezeichnet haben, damit er seine Landschaften staffiren kann, und dadurch Leichtigkeit gewinnt, Vieh und allerley Thiere zu zeichnen und nach der Natur zu malen. Ich finde es nöthig, daß er in mathematischen Wissenschaften belehrt sey, daß er Architectur, Optik und Perspective kenne; besonders muß er sich ein gutes perspectivisches Auge angewöhnt haben, die Natur richtig nachzuahmen. Viele Liebhaber, auch Künstler selbst, preisen sehr die Camera obscura, und rathen an, daß man viel darin zeichnen

soll. Nach meiner Meynung kann sich ein Liebhaber wohl damit amüsiren; der Künstler aber muß sie nie brauchen, weil sie ihm nachtheilig ist, aus Ursache, weil sie nicht richtig seyn kann. Außer dem Focus sind alle Linien, wie bekannt, krumm, alles zieht sich in die Länge, alle Kleinigkeiten, die sie anzeigt, werden zu klein; dadurch gewöhnt er sich eine kleine Manier an, und weil die Lichtstrahlen durch verschiedene Gläser gebrochen werden, bis sie aufs Papier fallen; so sieht man alles verdunkelt. In der Ferne und im Mittelgrund vermißt man den schönen Silberton, der mit dem Luftton so schön in der Natur herrscht. Hier ist alles mit einem leichten Flor überzogen, mit einem gewissen Rauchton, den viele Künstler Speckton nennen, und den man sich in der Folge schwer abgewöhnen kann. Ueberhaupt ist es in der Kunst schwierig das Angewohnte abzulegen, besonders wenn man sich einmal falsche Maximen in den Kopf gesetzt hat. Ich nenne das in der Kunst zurücklernen; dieses ist viel mühsamer und schwerer, als auf dem rechten Wege vorwärts zu gehen.

Nach meiner Meynung und Uebung finde ich, daß man weit mehr hervorbringt, wenn man vollkommen in der Größe, wie man das Bild machen

will, den Contour nach der Natur mit bloßem Auge zeichnet, ohne weitere Hülfsmittel. Hat man die Perspective wohl gelernt, so wird es leicht werden, die Natur richtig nachzuahmen. Der Künstler muß sich an das Große gewöhnen, daß nicht zu viele Kleinigkeiten in die Zeichnung oder in das Bild kommen, die in einem kleinen Raum nur Unordnung machen und unmöglich darzustellen sind. Er muß vieles weglassen, um die wahre Illusion des Gegenstandes hervorzubringen, und so gewöhnt sich sein Auge nicht allein an einen großen Styl, sondern auch nach und nach an den Silberton der Natur, und je mehr er zeichnet und malt, je mehr lernt er diesen Ton sehen, kennen und nachahmen.

Es ist freylich Anfängern nicht zu rathen, große italiänische Aussichten sogleich zu zeichnen und zu malen, wo man öfters von einem Hügel oder Berg in einer Entfernung von 40 bis 60 Miglien das Meer entdeckt, oder die weit entfernten Apenninen. Ich habe den Aetna 120 Miglien vom Meer aus gesehen. Man muß mit kleinen Entfernungen, die sehr deutlich prononcirt sind, anfangen, wo die Plane durch Flüsse, Seen, Wälder, mit Getreide bebautes Land deutlich abgeschnitten sind, daß man Auge und

Hand nach und nach daran gewöhnt, daß man mit Geschmack und Fertigkeit alle Gegenstände, die einem aufgegeben werden, oder die man selbst wählt, nachzuahmen versteht, durch Kunst und Geschmack, ohne die Wahrheit der Natur zu alteriren.

Da die Gegenstände so mannigfaltig in der Natur sind; so muß der Künstler viele Zeit anwenden, alle kennen zu lernen und zu zeichnen. Das Studium der Bäume braucht viel Uebung und Zeit. Nach meinem Princip theile ich im Allgemeinen alle Bäume überhaupt in drey Classen ein, so wie ich sie selbst radirt und herausgegeben habe. Nach diesen muß der junge Künstler und Liebhaber, wenn er zeichnen lernen will, seine Hand üben. Das erste ist der Castanienbaum. Kann er dessen geschwankige Blätter und Partieen zeichnen und gruppiren; so ist es ihm hernach leicht, den Nußbaum, die Esche und alle Bäume, die längliche Blätter haben, zu zeichnen: denn er zieht seine gruppirten Blätter nur mehr oder weniger lang; der übrige Character des Baums besteht in seinem Stamm, im Schwung der Aeste und in der Form des Ganzen, wie auch im Colorit. Hernach kommt der Eichbaum, welcher ein zackiges Blatt hat. Kann er dieses mit Freyheit hinzeichnen,

so wie man schreibt; so ist ihm leicht alle Arten von Eichen, Dornen, Weinreben u. s. w. genug alles was zackige Blätter hat, zu zeichnen. Das dritte Blatt ist die Pappel, welches ein rundes Blatt ist. Hat er dieses genugsam geübt; so kann er die Linde, die Ulme und alles was runde Blätter hat, hervorbringen, wenn er, wie schon gesagt, auf das Eigenthümliche des Stamms, und auf die Natur der Aeste Acht hat. Auf diese Weise wird der Künstler die Mannigfaltigkeit der Bäume und Sträucher, die in die Tausende gehen, leicht nachbilden. Es ist dem Landschafter nicht genug anzurathen, viele Bäume zu zeichnen, und man muß schon bloß im Contour, welche Art des Baums es ist, erkennen. Er muß hiebey Geschmack haben, um das Schönste jeder Art in der Natur zu wählen. Niemals muß er eine verstümmelte Natur nachahmen; sogar wenn er kranke und sterbende Natur nachahmt, muß er auch hier das Schöne zu finden wissen, und sowohl bey nachgeahmten als componirten Bäumen muß alles schön und lachend, freundlich und lieblich seyn.

Die Gestalt eines schönen Gärtner-Baumes ist, daß er über dem untern dicken Stamm sich in eine Gabel von zwey Zweigen bildet. Dieses mit sehr

schön geschwungenen und variirten Aesten bildet wirklich auch einen schönen Baum für den Landschaftsmaler. Wenn der Künstler vieles nach der Natur gezeichnet hat, so wird er sich solche schöne Natur merken, die ihm auch bey der mangelhaften aushilft; er wird auf diesem Wege die schönsten Regeln der Kunst finden, und das schöne Ideal wird ihm nicht fremd seyn. Da alles in der Malerey sinnlich ist, so ist nichts bey allen unsern Ideen möglich, als was uns die Natur mehr oder weniger schon dargestellt hat. Denn ob wir gleich öfters die Ideen neu glauben, so sind sie doch aus bekannten Gegenständen entstanden. Wir finden sie aber neu, weil unser Gedächtniß bey der großen Mannigfaltigkeit der Eindrücke sich nicht mehr erinnert, wo wir sie her haben. Jemehr nun der Künstler Localgedächtniß hat, jemehr wird sein Kopf angefüllt seyn von so mannigfaltigen Gegenständen, die er theils selbst gezeichnet, oder auch nur gesehen hat. Es wäre wohl zu wünschen, daß der Künstler alles aufzeichnen könnte, was er Gutes und Neues in der Natur findet; allein das Leben ist zu kurz; kaum hat man die Natur etwas kennen gelernt und ihre Effecte belauscht, so sind die Jahre da, daß man davon scheiden muß, und die Kunst aufhört.

Wenn des Künstlers Hand einigermaßen geübt ist, daß er in allen Wendungen und auf alle Weise die Blätter und Partieen der Bäume hinschreiben kann; so muß er nach der Natur zeichnen, ohne sich zu lange mit Copiren nach Zeichnungen aufzuhalten: denn bey dem Copiren lernt er zwar den Mechanismus der Hand, aber er versteht keine Zeichnung, wenn er die Natur nicht kennt. Er wähle sich im Anfang mittlere Bäume, die nicht zu groß sind, die aber deutliche Partieen haben, und mache sie so gut nach als er kann. Wenn es auch im Anfang steif wird, so lasse er sich doch nicht abschrecken. Wo er die Partieen deutlich findet, ahme er sie mit Richtigkeit und Geschmack nach; wenn sie im Schatten undeutlich und in Masse sind, behandle er solche auf gleiche Weise. Er suche die Art, wie man mit Richtigkeit und Wahrheit die Natur nachahmt. Nach und nach kommt er dahin, daß er dieß mit Leichtigkeit und freyer Hand zu thun versteht, und seine Werke werden gefallen.

Hat er eine Zeitlang so fortgefahren, so wage er es große, schöne Bäume zu zeichnen, und wähle stets die schöne Natur so viel nur möglich ist. Er muß seinen Standpunct wenigstens zweymal so weit vom Baume nehmen, als dieser hoch ist. Erlaubt

es das Terrain, so ist es besser, drey oder viermal so weit entfernt zu seyn: denn sein Auge kann das Ganze fassen, und er sieht Einzelnes genug, um alle Formen richtig zeichnen zu können.

Er thut wohl, einige Tage bey Einer Art von Bäumen zu bleiben, aber nicht Wochen lang: denn es ist nöthig, sich in den verschiedenen Arten zu üben; sonst geschieht es leicht, daß der Künstler immer die Sorte zeichnet, die ihm geläufig ist, und es ihm hernach schwer wird sich an andre zu wagen, die ihm nicht geläufig sind. Auf diese Weise kommt er nach und nach dahin, alle Arten von Bäumen richtig und kenntlich nachzuahmen und den wahren Baumschlag zu lernen, aus dem der Character eines jeden Baumes ersichtlich ist.

Ich habe in meinem Leben immer viel vom Baumschlag sprechen und auch geschickte Künstler citiren hören, daß nämlich einer und der andre einen vortrefflichen Baumschlag habe. Vieles ist hierin wahr; allein nach meiner Bemerkung konnte der Baumschlag sehr gut seyn, er war aber immer derselbe, was ich manierirt nenne, und die Varietät der Bäume fehlte. Ich verlange, daß ein jeder Bo-

tanikus den Baum sogleich erkenne, so wie auch Pflanzen und andere Blätter im Vorgrunde.

Ich rathe sehr zu einem ernstlichen Studium der Bäume: denn es gehört Zeit und Uebung dazu, es auf einen gewissen Grad zu bringen. Da ein junger Künstler feurig und ungeduldig ist, so will er gleich ein Ganzes hervorbringen, ohne die gehörige Zeit an das Einzelne zu wenden; aber dieses läßt sich mit einem einzelnen Baume auch thun. Und findet er keinen Mittelgrund und Ferne an der Stelle, wo er seinen Baum gezeichnet hat, so suche er sich einige Schritte weiter einen Fond dazu, der sich paßt, und mache ein paar Figuren oder Thiere im Vor- oder Mittelgrund; so bleibt es kein bloßes Studium von Baum, sondern es wird schon eine Landschaft. Nichts gefällt mehr, sowohl in der Natur als in Zeichnungen und Gemälden, als ein schöner Baum. Einige Felsen, Steine, oder andere Bäume im Mittelgrund, und etwas Fernung macht eine schöne Landschaft, wo der Baum am ersten brillirt.

Nach diesem zeichne der junge Künstler Felsen, die zugleich mit Bäumen oder Sträuchern bewachsen sind, und gebe wohl auf den Character der Brüche

Acht. Kalkfelsen sind öfters sehr verschieden unter sich. Die Vulcanischen haben einen ganz besondern Character sowohl in der Form als in der Farbe. Er zeichne ferner Steine, Felsenstücke, Kräuter von verschiedener Art, mit großen, mittelmäßigen und kleinen Blättern, die ihm zu seinem Vorgrunde dienen. Hernach gehe er an das Ganze und wähle sich im Anfang eine Gegend, die nicht zu reich an Gegenständen ist, ziehe seine Linie des Horizonts nach seinem Standpunct, darauf zeichne er die großen Linien und Objecte, bis er seine Plane und übrigen Objecte im Ganzen richtig zusammen hat. Alsdann fange er an, das Detail mit Genauigkeit zu zeichnen. Die vielen Kleinigkeiten hingegen, die sein Raum nicht erlaubt darzustellen, muß er weglassen, aber so unvermerkt, daß die Wahrheit nicht alterirt werde. In Entfernungen, wo Gruppen Häuser zusammenstehen, ist man oft genöthigt viele wegzulassen und nur die Hauptsachen zu wählen, weil es sonst zu klein würde und der Künstler kein Instrument hat, so kleine Objecte darzustellen. Es gehört freylich eine gewisse Uebung, ein Tact dazu, um mit Fertigkeit und Richtigkeit das Undeutliche was in der Fernung herrscht zu zeichnen, indem man nicht zu deutlich werden, und doch alles Nöthige darstel-

len soll. Beym Malen ist dieses leichter als beym Zeichnen, wovon ich an seinem Orte sprechen werde.

Es wird erfordert, daß der Künstler nicht allein seinen Standpunct wohl gewählt habe, wo die Objecte mit einander in einem guten Bezug stehen, und dabey angenehme Gruppen im Detail machen; er muß auch dabey die Natur wohl belauschen, in welchem Licht sie den besten Effect macht, es sey früh Morgens, oder etwas später, gegen Abend oder bey untergehender Sonne. Hat er sich hierüber bestimmt, so ist es nöthig, daß er in dem Augenblick, wo die Natur schön beleuchtet ist, wenigstens die Massen des Schattens anlege und sodann nach seinem Gedächtniß ausarbeite. Er kann auch des andern Tages zu der Stunde sich wieder hinsetzen, um den Effect immer mehr und mehr zu belauschen, bis er ihn so weit hat, daß er das Bild glaubt nach seiner Einbildungskraft fertig machen zu können. Fährt der Künstler im Anfang mit dieser Mühsamkeit und Geduld fort, so wird er bald seinen Endzweck erreichen. Freylich ist es schwer, daß ein feuriges Genie sich zwingen soll, ehe seine Werke gerathen, mit Geduld so oft an denselben Platz wieder zurückzukehren; allein ein

wahres Genie dringt durch, es überwindet alle Schwierigkeiten, sie mögen so groß seyn wie sie wollen, es kommt endlich auf den Punct, den es sich vorgesetzt hat.

Als das beste Mittel hiebey, welches ich selbst versucht habe, kann ich anrathen, wenn man bey einer angefangenen Sache merkt, daß man daran ermüdet ist, sie sogleich liegen zu lassen, und nach einer kleinen Promenade, nach der Natur irgend etwas anders anzufangen, was reizen kann. Die Neuheit erregt Lust und Liebe, und die Veränderung der Dinge macht uns den Verdruß, daß wir unser Ziel nicht sogleich erreicht haben, vergessen; so daß wir des andern Tags, nach Ruhe und Ueberlegung, das Werk mit neuem Muthe wieder angreifen, bis wir endlich die ersten Schwierigkeiten überwunden haben, und nach und nach zu der großen Fertigkeit gelangen, alles was uns die Natur darbietet, mit Kunst und Geschmack ohne Anstand nachzeichnen zu können, und das mit eben solcher Leichtigkeit, als jemand mit wohlgeformten Buchstaben sogleich einen Brief schreibt.

In der Composition der Landschaften ist haupt-

sächlich dahin zu sehen, daß alles grandios sey, wie solches Nicolaus und Caspar Poussin, Caracci und Dominichino geleistet haben. Diese Meister formirten einen großen und einnehmenden Styl; man findet nichts Kleinliches in ihrer Composition. Von der Fernung an bis auf den Vorgrund, sind alles große Linien. Die Bäume bestehen mehrentheils aus großen Massen; doch haben sie auch öfters leichte Bäume gemalt. Genug, man muß die Wahrheit der Natur nicht im Detail suchen. Doch kann man an diesen Meistern ausstellen, daß ihr Baumschlag immer derselbe sey, und ein Baum sich selten vom andern unterscheide. Ingleichen wäre zu wünschen, das Colorit möchte wahrer seyn; es ist nicht der Ton der Natur: die Fernungen sind zu blau und zu hart; der Mittelgrund gemeiniglich zu grün, ohne Luftperspective, und die Vorgründe und andre Plane zu schwarzgrün; Felsen und anderes Erdreich zu gelb, ohne variirte Töne, und das Ganze muß hart werden. Man kann einwenden, daß die Terra verde, die sie in Oelfarben gebraucht, Schuld an der Dunkelheit sey, weil sie in Oel, durch Kupfer und Vitriol, die sie enthält, nachdunkelt. Ich habe aber gefunden, daß Caspar Poussin nie harmonisch gewesen seyn kann, auch

da seine Bilder neu waren. Im Pallast des Connetable Colonna in Rom habe ich eine Menge Gouache-Landschaften gesehen, sowohl auf Kalk als Leinwand und Brettern; keine waren harmonisch. Die auf Kalk hatten durch die Zeit gelitten, die übrigen gar nicht. Ich kenne diese Bilder genau: denn ich habe viele von denen, die auf Kalk gemalt waren, in Gouache copirt, in einer ziemlichen Größe, weil ich vorhersah, daß sie durch die Zeit und die wenige Sorgfalt, die man für ihre Erhaltung hatte, bald würden zu Grunde gehen; welches ich denn leider nach 25 Jahren wahrgefunden habe.

Die genannten großen Meister, welche die Regeln des großen Styls aus der schönen italiänischen Natur geschöpft haben, nehmen uns ein, sowohl wenn sie schöne als wenn sie schreckliche Gegenstände ausführen. Ihre Stürme und Ungewitter sind so schrecklich schön, daß sie Schaudern erregen. Die angenehmen Gegenstände sind reizend durch die großen und mannigfaltigen Linien, auch da wo die Landschaft gleichsam in der Vogelperspective vorgestellt ist, wie z. B. an der großen Landschaft von Caspar im Pallast Colonna, wo Abraham seinen

Sohn zum Opfer führt. Dieses Bild ist weniger schwarz geworden als die andern, ist harmonischer und macht mehr Effect.

Claude Lorrain, ob er gleich viel nach der Natur gezeichnet und noch mehr gemalt hat, bedient sich in vielen Fällen des Poussinischen Styls. Seine Composition ist angenehm, die Gruppirung der verschiedenen Bäume reizend, und man sieht überhaupt, daß sein Gefühl für die schöne Natur außerordentlich fein gewesen, ob man wohl tadeln könnte, daß seine Perspective fehlerhaft ist, und man öfters wünscht, daß bey so vielen Schönheiten die Linien der Plane richtiger wären.

Was sein Colorit betrifft, so ist meiner Meynung nach keiner dahin gekommen, es so vollkommen zu machen. Sein Dunst in verschiedenen Tagszeiten, sowohl in der Fernung als der Luft, ist außerordentlich. Man findet den sanften Nebel des Morgens und die Ausdünstungen des Abends nicht allein in der fernsten Entfernung, sondern alle Grade durch bis auf den Mittelgrund, wo der sanfte Nebel herrscht, ohne jedoch die Localfarben, welche die Natur zeigt, und ohne das

Detail zu alteriren. Alles ist sehr deutlich und macht auf den Zuschauer die angenehmste Empfindung. Seine Bäume im Vordergrunde, ungeachtet der schönen Gruppirung, sind öfters schwer, öfters hat auch die Terra verde sie schwarz und undeutlich gemacht, so daß es nur eine Masse geworden ist, und man keine Partieen im Baum, sondern nur dessen Silhouette sehen kann. Wo er Ultramarin brauchte, sind sie besser erhalten.

Zu seiner Zeit waren in und bey Rom viele immergrüne Eichen, welches ein sehr schöner Baum ist, der aber, wenn er nicht gut studirt wird, leicht schwer aussieht. Dieser Bäume hat er sich viel bedient.

Indessen bey allem, was man noch in seinen Landschaften wünscht, ist er beständig schön, reizend, und gefällt immer mehr, je länger man seine Werke anschaut.

Poussin ist einnehmend bey dem ersten Anblick, so wie die Größe des Meeres uns auffällt, wenn man es lange nicht gesehen hat; man wird es aber in einigen Tagen müde, und sieht es mit

Gleichgültigkeit an. Poussin's Figuren sind im großen Styl und gefallen. Claude's Figuren, wenn nicht Filippo Lauri die Bilder staffirt hat, sind gemeiniglich sehr mittelmäßig, so wie auch das Vieh. Claude sagte selbst: die Landschaft lasse ich mir bezahlen, Figuren und Vieh gebe ich oben ein. Man kann mit Gewißheit sagen, hätte Claude in seiner Jugend angefangen zu zeichnen, und hätte mehr Praktik gehabt in der Behandlung dessen, was man Mechanismus der Kunst nennt; so würden seine Vorgründe eben so schön als Fernungen und Mittelgründe geworden seyn. Es ist zu bewundern, daß ein Mensch, der sich so spät der Kunst gewidmet hat, so zu sagen der größte Landschafter geworden ist. Genie und Fleiß haben ihn dahin gebracht.

Ich muß hier einige Beyspiele anführen, woraus man die Beschaffenheit der Landschaftsmalerey, als ich in Rom war, lernen kann. Die jungen Franzosen, sowohl die Pensionärs der französischen Academie als andere, trugen in Octav oder Duodez ein klein Büchlein in der Tasche, und zeichneten mit Rothstein oder schwarzer Kreide nach der

Natur, aber alles manierirt. Ich sah Zeichnungen von mehreren Künstlern, und alle schienen sie mir, als wären sie von Einer Hand. Der Malthesische Ambassadeur, Baron de Breteuil, hatte von allen Künstlern, die damals in Rom waren, Zeichnungen oder Gemälde, und da er sie mir eines Morgens mit vielem Pomp zeigte; so mußte ich bey einem jeden Stück fragen, von wem es sey, wenn ich den Namen nicht fand. Er wunderte sich sehr, daß ich so wenig Kenner wäre, und gab mir einige höfliche Verweise, daß ich diese kostbaren Sachen nicht genugsam schätzte, und ich wußte mir nur durch die Antwort aus der Sache zu helfen, daß ich die alten Gemälde zwar gut verstünde, aber noch zu neu in Rom wäre, um die Schönheiten der neuen jungen Künstler einzusehen.

Als Volaire im Jahr 1770 in Neapel die Studien sah, die ich und mein Bruder Johann daselbst gemacht hatten, sagte er mir, daß es thöricht sey, sich soviel Mühe zu geben. Er habe auch die Thorheit begangen, aber seine Studien hülfen ihm jetzt nicht. Er sagte freylich nach seiner Art sehr wahr: denn da ihm die wahre Wissenschaft der Kunst fehlt, so sieht man in allen seinen Ge-

mälden, daß sie manierirt sind, ohngeachtet dieser Künstler wahre Verdienste im Effect hat. Seine Eruption des Vesuv und seine Mondscheine, besonders die aus seiner guten Zeit, sind im Effect vortrefflich; hingegen was er nach der Natur macht, ist jämmerlich, weil er keine Perspective, noch die wahren Formen der Natur versteht.

Die Engländer in Rom hatten einen andern Tik. Sie studirten nichts nach der Natur. Delaine imitirte die schwarzen Gemälde von Caspar Poussin, und malte die seinen noch schwärzer. Forrester that ohngefähr das Gleiche; zeichnete etwas nach der Natur, aber elend, ohne Grundsätze. Unsre Damen, die Liebhaberinnen im Landschaftzeichnen sind, machen es besser. Dan wollte den Claude nachahmen; zeichnete die Linien nach der Natur, oder ließ sie sich von Tito Lusieri oder andern zeichnen, und malte eine klare Luft mit Fernung, woran der Ton einiges Verdienst hatte. Weil das nun hinter einer großen Masse von braunen und schwarzen Bäumen stand, so schien es auf den ersten Blick, als ob es etwas wäre. Dieses nannten die Engländer den Claudeschen Styl.

Ich kann nicht läugnen, daß ich Reifensteinen, der mich zu diesen Künstlern geführt hatte, meine Bewunderung sehen ließ, wie es doch möglich wäre, daß es Menschen gäbe, die solches Zeug besitzen und bezahlen wollten. Auf alle Fälle muß man gestehen, daß die Engländer auch ihre mittelmäßigen Künstler zu der Zeit sehr encouragirten.

Sittliche Wirkung.

Ich habe öfters bemerkt, daß es Menschen giebt, welche eine Landschaft ohne Gefühl ansehen können. Das kommt aber daher, daß sie weder die Schönheit der Natur empfinden, noch die des Gemäldes, welches jene vorstellt. Auf der andern Seite wirkt aber in einer Landschaft nicht allein die wahre Nachahmung und die Kunst; sondern es giebt noch eine sittliche Illusion, welche sie hervorbringt. Viele Gegenden gefallen vorzüglich aus Nebenbegriffen, ob sie gleich nicht die schönsten sind,

indem andre Vorstellungen des Zuschauers sich damit verbinden. Es kommt sehr viel auf die Gemüthsbeschaffenheit an, und wie der Mensch gestellt ist; und so kann eine mittelmäßige Gegend mehr Eindruck machen, als eine ideell schöne. Oefters hat derjenige, der sie anschaut, daselbst mit Freunden glückliche Stunden verlebt, und nun erweckt ihm das Bild vergangne angenehme Erinnerungen, neue Ideen schließen sich an, kurz er fühlt sich in dem Augenblick glücklich.

Eine schöne Gegend mit Wasser, Fernung und Bäumen, in welcher man keine Figuren sieht, erregt gemeiniglich den Wunsch darin spazieren zu gehen, in der Einsamkeit sich selbst überlassen seinen eignen Gedanken nachzuhängen. Sind an solchen Stellen Figuren gemalt, so macht sie nicht mehr den Effect, sondern vielmehr das Gegentheil. Thiere, als Ochsen und Schafe, verhindern zwar nichts, im Gegentheil sie beleben, und weil wir an die zahmen Thiere gewöhnt sind, so tragen sie auf Spaziergängen zu unserm Vergnügen bey. Wünschen wir hingegen eine völlige Einsamkeit, so verhindern sie uns auch an den schönen Ideen, und man

wünscht die Figuren von der Stelle hinweg. Höchstens kann ein Hirt, oder ein paar Hirten, sitzend unter einem Baume angebracht werden, die das Vieh hüten, als Mann, Frau und Kinder. Diese weil sie unschuldig sind, und bloß in der Absicht das Vieh zu hüten auf der Stelle sitzen, verhindern uns nicht an unserm Vergnügen, sondern erregen wohl eher eine unschuldige Freude.

Viele Landschaften machen uns ein außerordentlich Vergnügen, wenn sie uns Gegenden vorstellen, wo große Thaten geschehen sind, als Schlachten, und andere große Begebenheiten der Geschichte. Wenn Reisende solche Gegenden gesehen haben, und finden sie nun mit Treue und angenehmer Wahrheit im Gemälde vorgestellt; so erweckt es ihnen eine ganze Reihe historischer und anderer bedeutenden Vorstellungen. Auch Gegenden, wo berühmte Männer gelebt und gewohnt haben, als Horazens Villa bey Tivoli, a Licenza, Vauclûse, wo Petrarca sich aufhielt, solche Landschaften interessiren öfters Liebhaber und Halbkenner.

Im schrecklichen Styl ist es nicht allein genug,

daß die Gegend rauh und schrecklich sey, ja die Figuren können öfters allein das Schreckliche ausmachen, wie in der Landschaft des Nicolaus Poussin, wo die Person bey der Quelle von der großen Wasserschlange umwunden wird.

Ueber Oelmalerey.

Zu der Zeit als die Kunst mit Oelfarben zu malen, nicht allgemein bekannt und noch eine Art von Geheimniß war, dachte ein jeder Künstler selbst nach, studirte seine Oele und seine Farben und ließ sie sich zu Hause reiben. Seitdem aber die Farbenhändler geriebene Farben und gegründete Tücher verkaufen, so ist die Kunst in Ansehung der Dauer der Farben sehr zurückgekommen, weil wenig Maler selbst darauf nachgedacht haben, und andere an diesem Haupterforderniß zu sparen gedenken. Vorzüglich aber haben die Farbenhändler, um ihre Farben und Tücher wohlfeil zu geben, die Sache nachlässig getrieben, ja ihre Waren aus betrügerischer Habsucht verfälscht.

Die Zeit von Jahrhunderten hat uns über Dinge belehrt, welche die alten Maler nicht wissen konnten, z. B. daß die Terra verde in Oel mit

der Zeit schwarz wird, daß der Lack von Cochenille gemacht, mit Weiß vermischt, durchs Weiß zerfressen wird, daß alle Farbe, worin sich Vitriol oder Kupfer gemischt findet, schwarz wird.

Durch Erfahrung, Nachdenken und Untersuchung alter wohlerhaltner Gemälde habe ich vieles gelernt; besonders aus angefangenen und halbfertigen Bildern alter Meister habe ich bey genauer Untersuchung vieles gesehen. Ich will mich hier in keine besondere Beschreibung, wie die alten Meister ihr Malen behandelt, einlassen, sondern bloß beschreiben, wie ich es behandle, und was ich am beständigsten und dauerhaftesten gefunden habe. Von meinem Vater habe ich vieles gelernt, der es von unsern Voreltern überliefert erhielt, welche sämmtlich Maler waren. Das Uebrige habe ich nach meiner eignen Art und Nachdenken zugesetzt.

An alten Bildern, die auf dünne Leinwand mit Bolus, Ocker oder andern leichten Erdfarben schlecht gegründet waren, habe ich bemerkt, daß nicht allein der Vitriol, der sich öfters in diesen Farben befand, die Bilder schwarz machte, sondern auch daß die Luft, die das Oel ziemlich aus den Farben

herausgezogen hatte, so daß sie durch die Leinwand durchstreichen konnte, daß die Luft, sag' ich, die Farben schwarz gemacht hatte. Ich sah ein schön Bild von Salvator Rosa in Rom, welches auf solche schlecht gegründete Leinwand gemalt war. Man hatte die Leinwand auf den Blendrameu rings herum und auch in der Mitte, wo das Querholz des Ramens sich befand, angeleimt. Hier war die Farbe gut stehen geblieben und sah sehr schön aus; hingegen zu beyden Seiten des Querholzes bis an den Blendramen war es so schwarz geworden, daß ich es kaum erkennen konnte. Wie schön aber das Bild gewesen, sah man bloß in der Mitte an einem breiten Strich, wo wie gesagt die Leinwand an das Querholz angeleimt war, und rings herum an den Rändern; wo die Luft also nicht hatte durchstreichen können. —

Leider bricht hier der Aufsatz ab, und ist wahrscheinlich auch niemals weiter geführt worden. Es würde in manchem Sinne interessant gewesen seyn, Hackerts technische Bemerkungen zu erfahren, weil er sowohl im Malen als im Restauriren der Bilder besondere Einsichten hatte. Von dem letzten zeugt seine

kleine Schrift in Form eines Sendschreibens an den Ritter Hamilton: Sul uso della Vernice nella Pittura, 1788, welche auch ins Deutsche durch den Galerie-Inspector Riedel in Dresden 1801 übersetzt worden. In diesem Aufsatz wird die oben, Seite 194 erwähnte Restauration der Bilder durch Andres und das Firnissen der Bilder gegen damalige Tadler in Schutz genommen.

Philipp Hackerts Brief

an den Herausgeber.

Datirt vom 4. März 1806.

Seit meinem letzten Brief habe ich leider in Kurzem vieles erfahren, nach dem gelben Fieber in Livorno, Krieg und andern Fatalitäten, den Tod meines Bruders Georg den 4ten November verwichnen Jahres. Die Stütze meines Alters ist verloren; indeß bin ich gesund, und mit einem kleinen Husten und Schnupfen der Grippe, die viel Unheil angerichtet hat, glücklich entwischt. Ich male und studire fleißig wie ein junger Bursche.

Ihr Werk: Winkelmann und sein Jahrhundert, habe ich gelesen, welches mir unser Prediger, Schulthesius in Livorno, geliehen. Ich mache Ihnen und Ihrem Freund Meyer mein aufrichtig Compliment über dieses Buch. Es ist mit Wahrheit, Kenntniß und Unparteylichkeit geschrieben, deutlich und be-

lehrend. Es ist das einzige Werk, das ich kenne, was über die Kunst geschrieben ist, das ich gut finde. Warum haben Sie mir aber nicht eher geschrieben, daß meine Vorgründe grell sind; ich würde es gleich abgeändert haben; deswegen bin ich ein wenig böse auf Sie.

Nun glauben Sie nicht, daß ich mich entschuldigen will, um meine Fehler zu bedecken. Jenen Vorwurf ziehe ich mir vielleicht dadurch zu, daß ich mich einzeln gemachter Studien bediene, die allein wohlthun, im Ganzen aber, mit so viel andern Objecten zusammen, schädlich sind, wenn sie nicht vollkommen mit der Harmonie des Uebrigen verbunden werden.

Oefters überläßt man es auch der Zeit, die durch ihre Patina mitmalt, den durchsichtigen Ton läßt und das Ganze harmonisch macht. Wollte man dieses durch Kunst gleich anfangs thun, so würde es dem Gemälde mit der Zeit sehr nachtheilig werden. Diese Patina ist nützlich und unvermeidlich: denn ungeachtet aller erdenklichen Sorgfalt, Reinlichkeit in Oel und Farben u. s. w.; so ist es doch der Natur der Sache gemäß, daß ein Oelgemälde sich auf der

Oberfläche ein wenig verändert und nach und nach die kleine Patina bekommt, und doch den Silberton behält, wenn er in die Gemälde wirklich gemalt ist. Claude's Landschaften, sind wesentliche Beweise davon.

Dietrichs Landschaften wie sie neu waren, schienen grell, jetzt sind sie sehr harmonisch, einige zu gelbe Steine ausgenommen.

Der Speckton oder Rauchton, der vielmals in niederländischen Gemälden herrscht, ist öfters dem Künstler, aber auch öfter dem Torf- oder Steinkohlenrauch, der in der Luft herrscht, zuzuschreiben, und der sich, wenn das Gemälde frisch ist, so in die Farben versaugt, daß es keine Möglichkeit ist, ihn herauszubringen. Dieses geschieht leicht im Winter und ehe Firniß auf dem Bilde ist; denn alsdann dringt die Biester-Luft in die Poren der Farben leicht ein. Mein Bruder, der selige Johann, hatte in London im Winter eine Landschaft gemalt, die ich nach seinem Tode kommen ließ, wo die Biester-Luft so eingedrungen war, daß sie auch Andres, der geschickte Bilderputzer, nicht herausbringen konnte. Es hatte den Speckton wie viele Niederländer. Die er in Italien gemalt hat, haben den Silberton behalten.

Ihr Buch hat mich auf eine Idee gebracht. (Ich hoffe, daß Sie meiner nicht spotten werden, daß ich in meinem Alter noch neue Dinge unternehmen will.) Es ist nämlich, mit dem großen idealischen Styl Wahrheit der Natur sowohl in Ton als Formen zu verbinden. Poussin, Caracci, Dominichino u. s. w. haben einen großen Styl; allein die Objecte sind auch öfters so unwahr, als wären sie aus einer andern Welt. Diese Convention, wie bekannt, ist einmal angenommen. Was das Colorit betrifft, so ist es nicht allein unwahr, sondern hart. Man entschuldigt diese respectablen Männer, daß die Zeit und ihre Art zu malen ihre Gemälde schwarz gemacht habe. Ich kann aber durch Poussins Wasserfarben-Gemälde im Pallast Colonna, und die des Francesco di Bologna (Grimaldi) im Pallast Borghese beweisen, daß Poussin nie harmonisch in der Farbe gewesen ist. Seine Luft ist immer hart; die gewöhnlichen rothen Streifen, die zu dunkelblaue Fernung, die hart grünen monotonen Bäume, die allzugelben Felsen und Wege, wo der bloße Ocker herrscht, können nie übereinstimmend gewesen seyn. Diese Wasserfarben-Gemälde haben sich nicht verändert; durch das Verdunkeln der Terra verde sind hingegen seine Oelgemälde eher harmo-

nisch geworden. Francesco di Bologna ist in seinen Wasserfarben harmonischer. Seine Bäume haben denselben Fehler, daß sie dunkelgrün und monoton sind. Boguet hat in Pistoja einen Saal gemalt, und des Poussins gelbe Felsen und kohlschwarze Bäume so imitirt, daß einem angst und bange wird, wenn man es ansieht. Es ist mir unbegreiflich, wie ein Mann wie Boguet, der wirklich so viele Geschicklichkeit hat, nnd ernsthafte gute Studien im Portefeuille besitzt, solch tolles Zeug darstellen konnte.

Wenn ich nun meine neuen Versuche ins Werk richte, gelingt es mir vielleicht, einen großen verschönten Styl, den Silberton der schönen Natur, die neblichten Dünste, die schönen Formen der Bäume, ohne den Character zu vernachlässigen, kurz alles mögliche Idealschöne, was die Natur einer Landschaft darbietet, in einem Gemälde darzustellen, was den Eindruck einer vollkommenen Landschaft gebe.

Um nun aber nicht in das Manierirte zu fallen, und die großen Meister zu bestehlen, oder schwach nachzuspotten, wie es leicht den Nachahmern geschieht; so habe ich in meinem Portefeuille Gegenden

gewählt, die wirklich schon den Stempel des großen Styls an sich tragen. Wenn ich nun diese idealisch verschönere, so hoffe ich, daß meine Werke die Originalität behalten werden, und man darin die Wahrheit der Natur verschönert wieder finden wird. Jetzt wird es nur darauf ankommen, wie diese Werke von den Liebhabern der Kunst aufgenommen werden. Bis hieher ist der Geschmack ausschließlich für das Wahre gewesen; ein Jeder hat entweder zur Erinnerung Italiens getreu nachgeahmte Gegenden verlangt, oder um seinen Freunden im Vaterlande nach seiner Rückkunft zu zeigen, was er gesehen hat, und Anecdoten dabey zu erzählen u. s. w. Giebt es für diesen neuen Styl nicht im Allgemeinen Liebhaber, so wird es doch einige Kunstkenner geben, die mir, wenn es wirklich glückt, Gerechtigkeit widerfahren lassen. Künstlern wird es freylich gefallen, die sind aber die nicht, die da zahlen können. Herr Fabre, der seit der Bassevillischen Geschichte aus Rom hieher geflüchtet ist, muß als ein sehr geschickter Mann gerühmt werden. Er malt mit Geschmack und hat ein sehr gutes brillantes Colorit. Er malt auch dann und wann Landschaften mit kleinen historischen Figuren, im Poussinischen Styl, welche besser seyn würden, wenn er den Poussin weniger nachahmte. Er

traf, als er mich besuchte, mich bey meiner neuen Unternehmung, welche ihm sehr gefiel, ob ich ihm gleich noch nicht deutlich meine Idee entdecken wollte.

Benvenuti ist jetzt hier Director der Academie. Demarez ist hier; er componirt vortrefflich, ob er gleich kein Schüler von David ist. Seine Farbe ist schwer, compact, sein Pinsel nicht angenehm. Seine Compositionen, besonders in kleinen Gemälden, sind ausnehmend schön; die Sujets aber immer grausam, Mord und Todschlag. Noch seh' ich keinen, der die Simplicität und Schönheit der Alten hat. Gauffier und seine in häuslichen Gemälden so geschickte Frau starben vor einigen Jahren, eins gleich nach dem andern, an der Schwindsucht. Gauffier war auf dem Gipfel seiner Kunst, und hatte sich sein Lebelang gequält, ihn zu erreichen; da er genießen sollte, so starb er. —

Hinterlassenes.

Nach Hackerts Ableben sind seine sämmtlichen Besitzungen an die in Berlin sich befindenden Erben gekommen, darunter zuerst mehrere Gemälde, von welchen ein gedruckter Catalog ausgegeben wird. Man hat die Absicht diese Kunstwerke auszuspielen, und wird deshalb zu seiner Zeit dem Publicum nähere Nachricht ertheilen, weswegen wir auch eine beschreibende Anzeige nicht für nöthig erachtet.

Die von Georg Hackert verfertigten Kupferplatten hat der Kunsthändler Domenico Negri zu Livorno in Verlag genommen, welcher davon gute Abdrücke zu liefern verspricht. Wahrscheinlich wird er zunächst ein Verzeichniß davon bekannt machen, um die Freunde der Kunst noch mehr zu interessiren. Diese Arbeiten sind um so mehr zu empfehlen, als sie einen großen Theil von Hackerts Leben und Bemühungen dem Kunstfreunde darstellen und einen Be-

griff geben, wie er sich in der von ihm so hoch gehobenen Prospectmalerey benommen habe.

Auch hat er eine Anzahl geschnittener Steine hinterlassen, wovon wir nur der wenigen wirklich antiken namentlich und umständlich erwähnen.

1) Kopf des Sextus Pompejus, in Carneol, tiefgeschnitten. Der Stein ist von erster Reinheit und Feuer. Der Schnitt gehört zu dem Vollkommensten was man in Steinschneidekunst sehen kann. Unter dem Halse steht ΑΓΑΘΑΓΓΕΛΟΥ. Man vergleiche Geschichte der Kunst des Alterthums von Joh. Winkelmann, Wiener Ausgabe S. 552 u. 778; wie auch Bracci, Memorie degli antichi Incisori. Vol I. p. 25 — 33. wo zugleich Taf. V. eine ganz leidliche Abbildung in Kupfer gestochen beygebracht ist. Dabey findet sich noch der antike goldne Ring in welchen er gefaßt war.

2) Kopf des Ulysses, in Carneol, tiefgeschnitten. Der Stein ist rein, mehr ins Hellgelbe schimmernd, mit viel Feuer. Die Mütze ist mit einem Kranze umgeben. Am Halse ein Streifen von der Tunica. Die Arbeit ist höchst fleißig und vollendet.

3) Kopf eines alten Herkules, mit einem Kranz um die Haare, und einem Stück Löwenhaut vorn um den Hals zugeknüpft. Carneol, tiefgeschnitten. Der Stein ist rein gelblich, mehr von mildem als feurigem Ansehen; die Arbeit vortrefflich. Oberwärts ist ein Stückchen von den Haaren ausgebrochen, auch die Stirn beschädigt.

4) Fragment einer Camee. Der Character ist junonisch. Der noch vorhandene Grund ist schwärzlich grau. Das Relief besteht blos noch in der Maske und einem Stückchen Halse. Das Weiße hat das Ansehen vom Feuer gelitten zu haben; im Auge, an den Lippen und der Nase hin sitzt noch etwas vom Tartar. Die Arbeit ist die trefflichste.

5) Jupiter auf seinem Thron mit niedriger Lehne sitzend, in der Rechten das Scepter und auf der ausgestreckten Linken die Victoria, welche in der Rechten den Kranz und in der Linken den Palmzweig ausgestreckt hält. Einschnitt in Lapis Lazuli. Leichte geistreiche Arbeit.

Diese Steine würden sämmtlich zur größten Zierde auch selbst eines reich ausgestatteten Cabinetts dienen.

Die modernen Steine sind von mehreren bekannten Künstlern, von Antonius Pichler, dem Vater, aus Insprucк; von Johann und Ludwig Pichler, seinen beyden Söhnen; von Friedrich Hecker aus Sachsen; von Alessandro Cades; von Bartolomeo Gravina; von Alfieri aus Rom; von Amastini aus Fossombrone; Johannes Wedder; Vetrarino; Tevoli; Antonio Berini; Selli; Sirletti; Cavaliere Constanzi; Camillo Piastrini aus Rom; Johann Mugnai, Ludovico Tarricelli, Ludovico Siries aus Florenz; Theresa Talani, geborne Moor, aus Venedig; von Marchand, einem Engländer; von Gaspare Capperoni della Guardia aus Abruzzo; von Santarelli aus Abruzzo; Filippo Rega; Grund und Rafaelli aus Rom.

Man sieht hieraus, daß diese Sammlung für die Geschichte der neuern Steinschneidekunst sehr unterrichtend seyn muß. Abdrücke davon wird Herr Hofrath Behrendt in Berlin den Liebhabern auf Verlangen für ein Billiges überlassen.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Goethe, Johann Wolfgang <<von>>,

Philipp Hackert biographische Skizze, meist nach dessen eigenen Aufsätzen entworfen

Tübingen 1811

Biogr. 496
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10063639-3